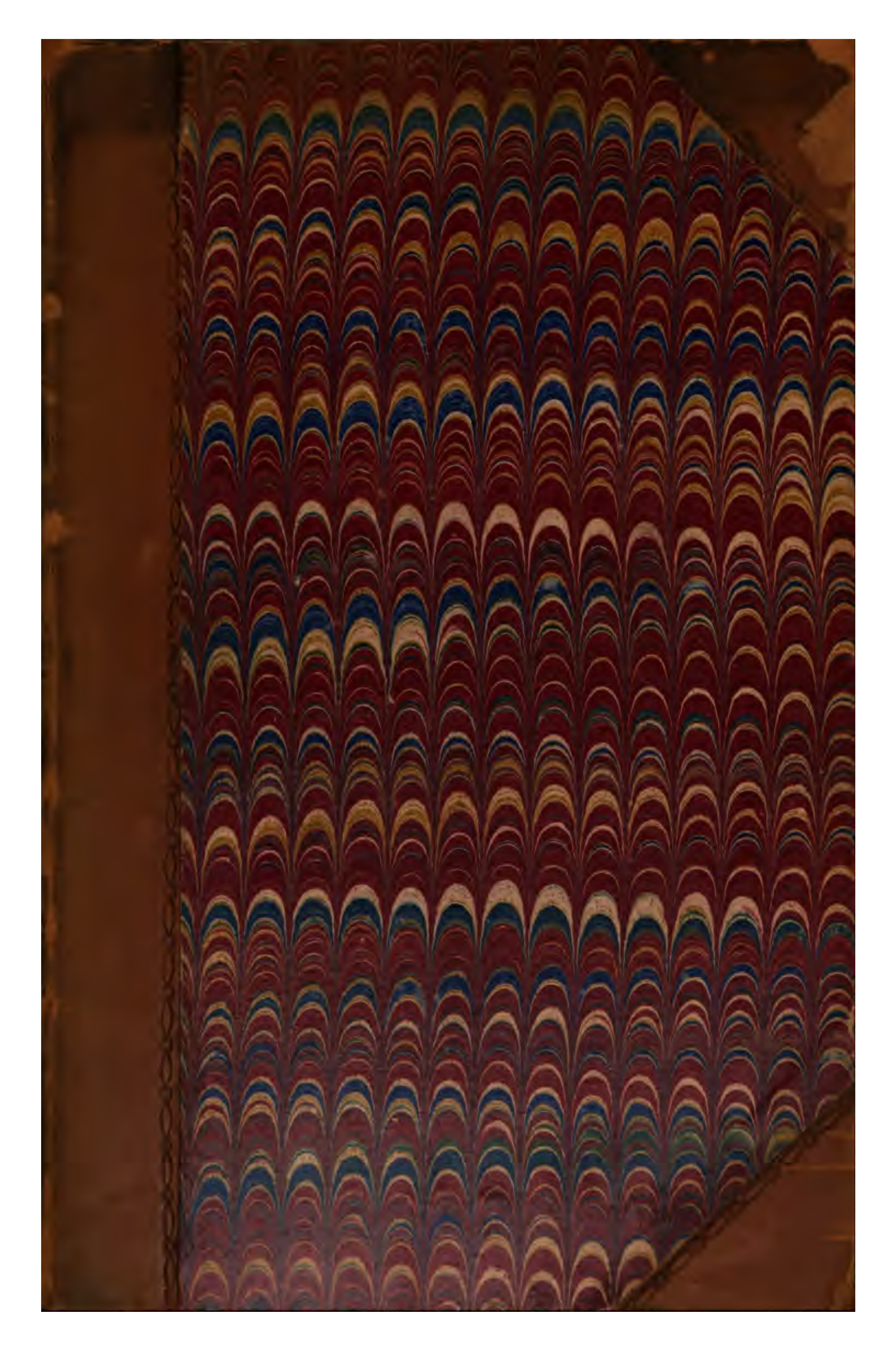






Schriften

des

Israelit. Literatur-Vereins.

Zweiter Jahrgang.

1876.

Honigmann, Berel Grenadier.

Leipzig,
Robert Friese.
1876.

Berel Grenadier.

Ein Lebensbild

aus dem

siebenjährigen Kriege

von

D. Honigmann.

Leipzig,
Robert Friese.
1876.

Schriften

des

Israelit. Literatur-Vereins.

Zweiter Jahrgang.

1876.

Honigmann, Berel Grenadier.

Leipzig,
Robert Friese.
1876.

Berel Grenadier.

Ein Lebensbild

aus dem

siebenjährigen Kriege

von

D. Honigmann.

Leipzig,
Robert Friese.
1876.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
1 7 NOV. 1932
OF OXFORD

I.

Der Täufling.

In der ersten Frühe eines prächtigen Frühlingsmorgens herrschte auf dem geräumigen Schiffsverladungsplatze in einiger Entfernung von dem kleinen schlesischen Landstädtchen Maltsch an der Oder ein reges Leben. An dieser Stelle, einige Meilen unterhalb der schlesischen Hauptstadt Breslau, bildet der in ansehnlicher Breite zwischen reichbewaldeten flachen Ufern dahinziehende Strom eine hafenartige Einbuchtung auf der linken Seite seines Laufes, die seit alter Zeit als Anker- und Ladeplatz der zahlreichen Fahrzeuge benutzt wurde, welche den schlesischen Handel nach den verschiedenen Plätzen des untern Stromgebiets bis zu den Häfen des baltischen Meeres vermitteln. Denn bis in's vorige Jahrhundert zeichnete sich dieser östlichste deutsche Strom noch durch reichen Wassergehalt aus, welcher einen regen Schifffahrtsverkehr gestattete; erst in neuerer Zeit ist er in Folge verminderter Zuflüsse theilweise versandet und unfahrbar geworden und in seiner Bedeutung als Handelsweg von den Landstraßen und Eisenbahnen in den Schatten gestellt. An diesem Morgen lagen an der bezeichneten Bucht mehrere größere Fahrzeuge aufgetakelt vor Anker, welche Tags vorher von Breslau zurückgekommen waren, wo sie dem Festungscommandanten General Tauentzien ihre von Stettin aus heraufgeführte Ladung von englischem Blei und Pulver abgegeben hatten. Andre hatten Salz für die schlesischen Factoreien gefahren; alle waren aber für ihre Rückfahrt von dem Armeelieferanten Fischel Moses in Breslau geheuert, um hier, aus den Sammelmagazinen in dem nahebelegenen

Städtchen Neumarkt, alle Art Proviant- und Fourage-gegenstände aufzunehmen und nach Glogau zu verfrachten.

Es war in der zweiten Hälfte des Maimonats im Jahre 1760. Das dritte Jahr des neuen erbitterten Kampfes um den Besitz des schönen und reichen Schlesierlandes war vorüber, und seit dem unglücklichen Tage von Hochkirch, der schon länger als achtzehn Monate zurücklag, war das Unheil von den Fersen des großen Heldenkönigs nicht mehr gewichen. Das letzte halbe Jahr hatte die Niederlagen bei Kay und Kunersdorf, bei Maxen und Meißen gebracht; der eben abgelaufene Winter hatte durch seine ungemeine Strenge gegen die schwachen Ueberreste der königlichen Armee fast noch schlimmer als die vorangegangenen Feldzüge gewüthet. An Kranken und Fahnenflüchtigen hatte das Heer fast sechszigtausend Mann eingebüßt. Die besten Führer des Heeres, die heldenmüthigen Generäle Schwerin, Winterfeld, Keith, Seidlitz und Andere noch, waren dahin; mehrere lagen theils verwundet in den Lazarethen, theils gefangen in der Gewalt des Feindes. Friedrichs Sterne waren erblichen in der dunklen Wetternacht jener unheilvollsten Kriegsperiode. Das angetretene Jahr sollte und mußte die letzte Entscheidung bringen. Wenn auch gebrochenen Muthes und in trübster Seelenstimmung, rüstete der König sich für diesen Entscheidungskampf. Um den Verlust des von den Feinden eroberten Dresden zu ersetzen, und die bedrohte Verbindung des Mittelpunktes der Monarchie mit Schlesien zu sichern, wurde Alles aufgeboten, die verbliebenen vier Festungen Breslau, Glogau, Magdeburg und Stettin in kriegstüchtigen Zustand zu versetzen, und mit jeglichem Kriegsbedarf reichlich zu versorgen. Für die beiden schlesischen Festungen waren von dem Könige sämmtliche Proviant- und Fouragelieferungen dem seit länger als zwanzig Jahren schon in Breslau als „Generalprivilegirter"

angesessenen Juden Fischel Moses übertragen, welcher dieselben zur größten Zufriedenheit des Königs in Verbindung mit andren seiner Glaubens- und Geschäftsgenossen ausführte. Nur wenige der letztern erfreuten sich in jener Zeit des Vorzuges eines sogenannten „Generalprivilegiums", das der König ausnahmsweise nur sehr reichen und treubewährten Juden verlieh, denen es für ihre Person und ihre Nachkommen Freiheit des Aufenthaltes und des Handelverkehrs im Lande verbürgte. Außer dieser bevorzugten Klasse bestand, nach der den schlesischen Juden vom König im Jahre 1754 verliehenen Verfassung, ihre Breslauer Gemeinde aus Privilegirten, Tolerirten und Schutzgenossen. Fremde konnten das Recht als sogenannte „Fixentristen" erwerben, wodurch es ihnen gegen eine feste Abgabe verstattet war, zeitweise in der schlesischen Hauptstadt geschäftlich zu verkehren. Andre mußten dagegen noch den Leibzoll beim Eintritt in die Stadt, und für jede Nacht ihres Verweilens den „Schlafkreuzer" entrichten. Nur polnische und russische Juden, die in Handelsbeziehungen mit der Kaufmannschaft standen, waren von dieser Abgabe frei.

Das ganze Frühjahr schon war die Thätigkeit der Lieferanten auf's Eifrigste in Anspruch genommen, denn es war dem König nicht zweifelhaft, daß es in des Feindes Absicht lag, in diesem Jahre Sachsen zu befreien und Schlesien zurückzuerobern.

In dieser höchst bedrohlichen Lage galt es, die Kräfte auf's Höchste anzuspannen, um alle verfügbaren Mittel an dem rechten Platze zu haben, und nicht von dem Mangel und der Noth im entscheidenden Augenblicke überrascht zu werden.

Um Breslau rasch zu versorgen, waren Vorräthe aus Glogau heraufgeschafft, und nun mußten diese durch neue Zufuhren ersetzt, daneben aber auch der große Bedarf für die auf verschiedenen Punkten zerstreuten Heeresabtheilungen ge-

deckt werden. — Fischel Moses war trotz seines vorgerückten Alters bald hier bald dort im Lande, um persönlich einzugreifen, da er an seinem Geschäftspartner Abraham Kuh keine sonderliche Stütze hatte. Dieser stand wenigstens in dem Rufe, die Bequemlichkeit, wenn nicht gar das üppige Behagen in seinem stattlichen Hause auf der Karlsgasse und in seinem zahlreichen Familienkreise, den beschwerlichen Strapazen des Reisens vorzuziehen. Desto kräftigern Beistandes erfreute sich der alte Handelsherr von Seiten eines wackern Geschäftsgehülfen und Magazinaufsehers Namens Bernhard oder eigentlich Berel Hachenberger, welcher nun seit Wochen schon in Neumarkt seinen Sitz aufgeschlagen hatte, und auch heute die Verladungen auf die Kähne energisch leitete. Wer den hochgewachsenen, kräftigen jungen Mann mit dem sonnenverbrannten Gesichte, dem ein Paar kleine mandelförmig geschlitzte, aber freundlich helle Augen und ein zierliches Lippenbärtchen einen recht selbstbewußten nnd doch zutraulichen Ausdruck gaben, so sicher und gebietrisch hantiren sah, in seinem knappen Anzuge mit lederbesetzten Reithosen, die Wachstuchmütze mit dem flachen Schirm ein wenig seitwärts gerückt, die kleine Meerschaumpfeife im Munde, bald zwischen den vollbeladenen Wagen oder in dem Schiffsraume anordnend und mitangreifend, bald auf den schwanken Brettern sich behaglich wiegend, über welchen von einem etwas erhöhten Bollwerk nach dem Schiffsverdeck die Träger mit den schweren Säcken herüber und hinüber trotteten — dem mochte zur damaligen Zeit die soldatische Haltung und Manier an einem jüdischen Geschäftsaufseher wohl befremdlich auffallen, ja der hätte diesen jungen Mann schwerlich für einen Juden erkannt. Mit dem Soldatischen hatte es aber seine vollkommene Richtigkeit. Unser Bernhard hatte in der That fünf Jahre lang der Armee des Königs angehört als Grenadier des von Hachen-

berg'schen Bataillons, mit welchem er noch im ersten Jahre des damaligen Krieges im Felde gelegen. Von seinem Commandeur, dem Oberstwachtmeister von Hachenberg, trug er seinen neuangenommenen bürgerlichen Namen; im Volksmunde bei seinen Glaubensgenossen hieß er aber nach wie vor: Berel Söldner oder zur Abwechslung Berel Grenadier, in Erinnerung an seine so eigenthümlichen Lebensschicksale, deren äußerer Verlauf in Breslau unter Christen und Juden ein ungemeines Aufsehen erregt hatte.

Seine kurze Lebensgeschichte war doch schon von einigen recht traurigen Blättern ausgefüllt. Er hatte eine harte Jugend in einem böhmischen Dorfe an der schlesischen Grenze. Die armen Bewohner des Ortes — und andere gab es dort nicht — trieben einen kümmerlichen Handel auf dem platten Lande, zum Theil aber waren sie dem Grenzschmuggel und noch übleren Hantirungen ergeben. Dem klugen und anstelligen Knaben war die fromme, ihr häusliches Elend mit sanfter Engelsmilde ertragende Mutter zu früh gestorben. Der Vater entzog ihn, sobald es nur anging, dem dürftigen Schulunterrichte, und nahm ihn mit „in's Geschäft". Dies war ein Pferdehandel, den er mit einigen Genossen nach selbstgeschaffenen Principien betrieb. Berel wurde zunächst nur in die harmlosere Seite dieses Handelsverkehrs, nämlich in den Verkauf der Pferde auf den Jahrmärkten, und in die zu diesem wichtigen Acte erforderlichen Vorbereitungen eingeweiht, um den meist elenden Thieren einen täuschenden Anstrich von Jugend und Kräftigkeit zu geben. Die schwierigere Seite, der Einkauf der Pferde, blieb für ihn Geschäftsgeheimniß. Die kostbare Waare wurde meist des Nachts oft mit vollem Geschirre in den Stall gebracht. Berel grübelte nicht über dieses Geheimniß; und wenn ein Schulkamerad ihn mit dem Compliment tractirte: „Dein Vater ist ein

Pferdedieb" — so ballte er die Faust, und wußte den unbefleckten Ehrenschild seines Stammes mit redlichem Zorneifer bis auf's Blut zu vertheidigen.

Aber auch diesen Schleier der Selbsttäuschung zerriß die Zeit nur allzubald. Sie waren eines Tages auf dem Marsche, Vater, Oheim und mehrere Geschäftsgenossen, um eine Koppel Pferde auf den Jahrmarkt jenseits der Grenze zu treiben. Berel ritt einen frisch angefärbten Schecken, und war schon damals ein stattlicher Reiter ohne Sattelzeug und Trense. Es war ein heißer Sommertag, und in der Mittagsstunde nahm der Trupp eine kurze Rast auf einem einsamen Weideplatz. Nicht weit davon, ein wenig seitwärts von der Fahrstraße, hielt ein Fuhrwerk mit einem leidlichen Gespann. Den Gäulen waren die knappen Futtersäcke vorgehängt, und der Führer, der sich im letzten Schenkhause für des Tages Mühen gütlich gethan, lag im arglosen Schlaf versunken im Innern des Wagens. Mit Kennerblicken hatte der Oheim das Gespann gemustert; und wie er zu der Gruppe, wo auch Berel träumend im Grase lagerte, zurückkam, flüsterte er den Anderen zu: „S'ist ein schöner Massematten." Berel entging es nicht, wie sein Vater mit den etwas schielenden, unheimlichen Augen nach ihm hinblinzelte, als wollte er sagen: was machen wir mit dem lästigen Zeugen? Der Oheim verstand den Wink, aber unwillig murmelte er in den struppigen Bart: „Pschite! willst Du etwa aus ihm machen 'nen Landrabbiner? Ist er doch längst Barmizwa (religionsmündig); also muß er mitkommen in's Geschäft." — Damit kehrte er wieder um und schirrte mit Hilfe eines anderen Gesellen still und geschickt die Pferde ab. — Mit einem Satze waren die Beiden aufgesessen und auf und davon in das nahe Gebüsch der Grenze zu. Berel wußte nicht wie ihm geschah. Wie aus einem Traume erwachend, rieb er sich die Augen. Er schnellte

in die Höhe und auf den Vater zu. „Vater, was soll's mit den fremden Gäulen?“ rief er dem Alten mit vom Krampf zusammengepreßter Stimme zu. Dieser, noch immer halb verlegen und mit dem letzten Rest väterlichen Schamgefühls kämpfend, versuchte sich durch eine Ausflucht zu reinigen. „Was weiß ich! Sie werden die Pferde zur Schwemme geritten haben; haben wir sie doch gekauft von dem Puritz (Edelmann); der hat sie uns geschickt mit dem Knechte“. — Er wandte sich ab, unfähig dem Knaben in's Gesicht zu sehen. Empört und seiner selbst nicht mächtig, schrie dieser auf: „Nun wohl, so will ich den Knecht aufwecken — ich dulde es nicht — ich gehe nicht weiter mit den — Dieben, und Du, Vater, kommst mit und lassest ihnen den Raub!“ Einer aus der Bande, ein rothbärtiger höhnischer Geselle, der den Humor dieser Scene mit Behagen durchzukosten schien, hielt es denn doch an der Zeit, der Gefahr, in der sie sich befanden, wenn der Junge sie verrathen sollte, aus dem Wege zu gehen. „Mach' ein End', Jossel, mit dem Afes-Ponim (frechen Buben), der keine Zucht und kein' Respect hat vor seinem eignen Vater, und redt' ihm entgegen, und wird ihm noch gehen vermassern (angeben) beim Amt. — Komm, laß uns fortmachen. Ich habe ein weiches Herz; ich kann nicht mit anhören den Jammer von dem Knecht, wenn er wird nebbich aufwachen und wird sehen, die Pferde sind nicht mehr da!“ Somit brachen sie auf und trieben ihre Gäule von dannen in der Richtung, welche die andren genommen hatten. „Feiges Diebesgesindel!“ schrie Berel aus vollen Kräften. Der Vater erschrak, wandte sich um, und rief roth vor Zornesgluth: „Wirst Du halten Deinen ruchlosen Mund, Du widerspänstiges ungehorsames Kind, oder ich will eine Unthat an Dir thun.“ Damit versetze er dem Knaben einen Schlag in's Gesicht, daß es diesem wie Funken vor den Augen sprühte.

Er war entwaffnet, seine Hände fielen ihm schlaff an den Leib herunter; rings um ihn verschwamm Alles wie in einen grauen Nebel, und aus demselben rang sich, erst blaß und schattenhaft, dann in immer schärferen Umrissen, die leidende Gestalt seiner abgeschiedenen Mutter mit starren, glanzlosen Augen, wie im tiefsten Jammer ihn anflehend, mit den Armen ihm fortwinkend, dann wieder zerfließend in dem grauen Nebel. Als er wieder seiner selbst und der Umgebung bewußt war, ergriff er die Flucht; ihm war's, als ob unsichtbare Mächte ihn fortzögen von der Stätte der Verderbniß, wo Gottes Gericht sich furchtbar vollziehen müsse, und als sollte er erstarren, wenn er nur rückwärts schaute. So lief er hinaus in's Elend. Erst als heimathloser Bettler, dann als niedrigster Knecht, meist auf dem Lande, seine jüdische Abkunft verheimlichend, und in die Sitten und Anschauungen des Volkes sich einlebend, trieb er sich Jahre lang unstät umher. Die That, durch die er sich von der Verbrecherlaufbahn mit Zerreißung der heiligsten Bande des Blutes befreit hatte, lastete aber doch auf ihm wie eine schwere Schuld. Er fühlte sich nicht frei, und die Welt, in der er ein scheues, erborgtes Leben führte, stand seinem innersten Wesen fremd, ja abstoßend gegenüber. Endlich gerieth er Friedrichs Werbern in die Hände. Das wechselvolle Lager- und Kriegsleben betäubte den Schmerz seiner Erinnerungen. Er wurde bald ein tapferer Soldat, der die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten erregte. Bei Collin erlitt er eine lebensgefährliche Verwundung und kam nach einem langen qualvollen Transport mit vielen Leidensgenossen zuletzt in das Lazareth nach Breslau. Er hatte eine Auszeichnung erhalten und sollte zum Korporal befördert werden, wenn er die schwere Krankheit überstanden haben würde. Aber in der engen dumpfen Krankenstube verdüsterte sich sein Geist vollends; er verlor das

Vertrauen zu seiner Kraft, sich als Eindringling in einer Stellung, die ihm seiner Abstammung nach verschlossen bleiben mußte, zu behaupten. In einer schwachen Stunde gestand er dem Lazarethinspector, der sich ihm freundlich erwiesen hatte, daß er weder die Auszeichnung annehmen, noch unter den Fahnen bleiben könne, weil er — ein Jude sei. Die seltsame Mähr kam bald seinem Commandeur, dem Obristwachtmeister von Hachenberg, ja dem Commandanten General Tauentzien zu Ohren. Der erstere, ein alter Haudegen, der in seinem lustigen Kriegshandwerk nur selten Gelegenheit hatte, über den Katechismus nachzudenken, lachte zu dem Spaß, und meinte: „für die vermaledeiten Oestreicher, die ihn bei Collin so hart mitgenommen, seien Judenhiebe noch viel zu gut. Die sollte der Teufel und seine höllische Schaar zusammenreiten." Er mochte den strammen Grenadier eben nicht gern verlieren. Der Commandant aber konnte politische Rücksichten nicht aus dem Auge setzen. Auch er wollte und durfte seinem Könige zwar einen braven Soldaten nicht entziehen, aber der Soldat hatte dagegen die Pflicht, sich seinem Könige zu erhalten. Da war die Auskunft so einfach, daß sie sich von selbst ergab. Der Garnisonprediger Hübner erhielt Auftrag, dem kranken Grenadier geistlich zuzusprechen, und binnen vier Wochen seine Bekehrung zu „effectuiren". — Der alte Pastor, kein blinder Zelot, sondern ein milddenkender, christlicher Moralist nach Gellert'schem Muster, ging mit Vertrauen und Schonung an das heilige Werk. Es galt ihm, nach der Sprache und Denkweise jener Zeit, wie er in seinem Berichte an die Vorgesetzten über sein Unternehmen sich wörtlich ausdrückte: „durch die Neubekehrung das allgemeine Vorurtheil von der Grundverderbtheit der jüdischen Nation zu widerlegen, und Christen zugleich zu einer so hohen Pflicht zu ermuntern, Menschen, die mit ihnen einen Gott bekennen,

vollends zu der von Gott vorgeschriebenen wahren Anbetung desselben und dadurch zu ihrem ewigen Seelenheil zu bringen." Mit raschen und sicheren Schritten steuerte der gute Hirte auf sein Ziel los, und schon glaubte er das verlorne Lamm der Hürde zugeführt zu haben. Die Vorbereitungen zur öffentlichen Taufe in der Garnisonkirche zu St. Barbara waren eingeleitet. Zwei Hauptleute des Regiments würdigten den Täufling, bei dem Acte als Pathen und Zeugen zu erscheinen. Der Tag der feierlichen Handlung war anberaumt. — Inzwischen war das Gerücht, daß ein jüdischer Grenadier in der Kasematte auf dem Burgfeld nahe bei St. Barbara krank daniederliege, und daß seine Bekehrung im Werke sei, auch in die Kreise der Breslauer Judenschaft gedrungen, und erzeugte natürlich eine nicht geringe Aufregung. Die Gemeinde fühlte nur zu tief ihre Ohnmacht, in den streng abgeschlossenen militärischen Bannkreis, zumal an dem Punkte, wo er sich mit dem herrschenden Kirchenthume berührte und darum doppelt unzugänglich war, befreiend einzubringen. Und doch durfte von den eignen Genossen Nichts unterlassen werden, um den Abfall einer Seele aus Israel — womit man es damals noch sehr ernst nahm — zu verhindern. Der seit etwa drei Jahren neueingesetzte Rabbi Joseph Theomim-Fränkel, war ein aus Polen hierherberufener, der strengsten talmudisch-orthodoxen Richtung ergebener Eiferer, der es als eine Schmach empfand, daß in seiner Gemeinde ein solcher Gräuel sich ereignen konnte. Er wandte Alles auf, um durch einflußreiche Verwendung das Unheil abzulenken. Hierzu schien ihm Niemand mehr berufen, als Fischel Moses, der Generalprivilegirte, der bei dem Höchstgebietenden der Stadt, dem General Tauentzien, „aus- und einging" — und außerdem noch vielfache Verbindungen in andren militärischen Kreisen hatte, als erster und angesehenster Lieferant der

Armee. Der gute alte Herr war zudem erster Vorsteher des heiligen Stifts der Krankenpfleger (Chebra-Kadischa), dessen strenge Satzungen Rabbi Theomim erweitert und neubegründet hatte, und in dieser Eigenschaft lag jenem sogar die religiöse Pflicht ob, für das leibliche und geistige Heil kranker Glaubensbrüder, wo immer sie sich befinden, verantwortlich zu sorgen. So wagte er, nicht ganz leichten Muthes, und nicht ohne Gefahr der Ungnade, den Gang zum Commandanten. Der General blieb aber unzugänglich und verschanzte sich hinter dem Zorn des Königs, welcher unfehlbar die Judenschaft treffen würde, wenn sie sich in dieser heiklen Angelegenheit nicht ruhig verhielte. Was sei ihr am Ende auch an dem hergelaufenen Menschen gel gen, der so viele Jahre schon ohne Scrupel Schweinefleisch gegessen habe! — Der erfindungsreiche Lieferant durfte sich die Gunst des mächtigen Generals nicht verscherzen; er mußte andre Hebel ansetzen. Der Kasematteninspector wurde gewonnen und verstattete dem alten Herrn, einen heimlichen Besuch in der Zelle des Kranken. — Dieser hatte in einer Art von moralischer Betäubung die wohlgemeinten Belehrungen des sanften Pastors über sich ergehen lassen, und die Zuckungen des erwachenden Zweifels gewaltsam in seinem Busen niedergedrückt. Das Zwiegespräch mit dem alten Vorsteher, der ihm Trost und Hoffnung zusprach, mit ihm betete und die zerrissenen Fäden aus dem verlorenen Paradiese jugendlicher Glaubensinnigkeit wieder anknüpfte, erfüllte ihn mit dem todesfreudigen Muthe eines Märtyrers. Er lechzte nach einer That, um den so schmerzlich vermißten Zusammenhang mit der Welt in sich wiederherzustellen. Keine feige Flucht wie damals, um dem innern sittlichen Zwiespalt zu entgehen; — nein, ein kühner Sprung über den gähnenden Abgrund hinweg, sollte ihn hinüber tragen, zurück an den Busen der Muttererde seines Glaubens

und seines Volkes. — Es kam der Tag. Berel's Entschluß war gereift und stand fest: nicht in die Kirche zu gehen. Der brave Pastor hielt es für einen teuflischen Spuk; er traute seinen eignen Sinnen nicht. Wäre es möglich, daß den Heilswahrheiten seiner geliebten Kirche der Beweis des Geistes und der Kraft abhanden gekommen? — Wie vernichtet taumelte er von dannen. Der Kasematteninspector zitterte in Angst vor Entdeckung. Die Offiziere fluchten über den „Affront". Sie wollten zur Gewaltanwendung schreiten. Die Judenschaft verhielt sich unbeweglich und still. Der Täufling, der inzwischen fast hergestellt war, wurde zum Arrest gebracht. So vergingen einige Tage der peinlichsten Erwartung für alle Theile. An einem Sabbathmorgen, als die Gemeinde eben in ihrem Haupttempel, der „Landschul" im Pockoihof hinter dem Judenplatze zum Frühgebete versammelt war — erschien eine Ordonanz des Commandanten mit der Weisung, den Rabbi und die Aeltesten Schlag 10 Uhr auf die Commandantur zu gestellen. Die Aufregung läßt sich leicht vorstellen. Noch nie wurde die Vorlesung aus der Thora und das Mussaphgebet mit mehr Hast und weniger Andacht beendet. Wie ein Lauffeuer war die Nachricht auch in die andren nahbelegenen Synagogen in der „Fechtschule" und im „goldnen Hirsch" auf der anstoßenden Karlsgasse gedrungen. In hellen Haufen standen sie aufgepflanzt längs dieser Straße bis an die Oberamtsbrücke, gegenüber dem Königlichen Palais: die Männer mit unförmlichen Dreimastern auf dem Kopf und ihre buntseidnen Tallisbeutel unterm Arm, die zahlreichen Polen und Russen in hohen Zobelpelzmützen und langen seidnen Kaftans, die Frauen im bänderreichen bauschenden Kopfputz, und Allen voran die neugierige und unruhige Schaar müßiger Straßenbuben, als die Aeltesten in feierlicher Procession still und sorgenvoll dahinschritten, über die genannte enge Ohlebrücke

rechts in die Junkerngasse einlenkend, wo in dem nächst der Ecke belegenen stattlichen Commandanturpalaste der gefürchtete General residirte.

In den großen Empfangssaal geführt, fanden die Ankömmlinge zu ihrer nicht angenehmen Ueberraschung den ihnen wohlbekannten Hoffiskal Schmutzer, unter Papieren musternd, die gebrochenen Bogen zurechtlegend, als ob er sich vorbereitete, ein Verhör anzustellen. Bedeutungsvolle Blicke werden gewechselt. Zum Glück befand Fischel Moses wegen einer Unpäßlichkeit sich nicht unter den Gemeindeältesten; die andren, Abraham Kuh und Lippmann Wolf Freund an der Spitze, und vor allen der düsterblickende Rabbi Fränkel — dem die Entweihung des Sabbaths mit weltlichen Geschäften schwer auf dem Herzen lag — hatten ein reines Gewissen: ahnten sie ja doch, daß es sich um den halsstarrigen Täufling handle. Nach einer Weile trat, von einem Adjutanten begleitet, der General ein, eine kräftige, ritterliche Gestalt, mit festem, stolzen Blicke die sich tief verbeugenden Juden musternd, während auf den bartlosen Lippen unter der energisch vorstehenden Nase sich ein Zug wohlthuender Menschlichkeit und heitren Humors verrieth. Es schien, als ob sein Auge durch die Doppelreihe der schweigend Harrenden schweifte, um Jemand zu suchen, und als ob es sich befriedigt fühlte, den Gesuchten nicht zu finden. „Wer von den Judenältesten" — begann er — „hat sich unterstanden, den Grenadier Berkowitz von Sr. Majestät von Hachenberg'schen Infanterieregiment zur schändlichen Desertion und Beharren in seinem jüdischen Unglauben zu persuadiren? Ich muß Ihnen, Aeltesten und Ihm, dem Rabbi absonderlich, sothane Einmengung in militärische Affairen vor eine Usurpation und eclatante Undankbarkeit gegen Se. Majestät erklären, Allerhöchst welcher zeither die Judenschaft mit so großen Wohlthaten überhäuft hat". — Er

schwieg, als erwartete er eine entschuldigende Antwort. — Abraham Kuh, der redegewandteste, trat einen Schritt vor: „Wir würden uns vor die unglücklichsten Menschen ästimiren, wenn wir uns Sr. Königlichen Majestät und Ihro Excellenz des Herrn Commandanten Allerhöchste und höchste Ungnade zugezogen haben sollten wegen dem uns absolument und gänzlich unbekannten Grenadier. Excellenz, Herr General, können heilig versichert sein, daß keiner von den hier unterthänigst versammelten Rabbi und Aeltesten einen Soldaten unsrer Nation von des Königs glorreicher Armee jemals gesehen, gesprochen, oder gar in seiner vorhabenden Desertion unterstützt hat. — Wir sind völlig unschuldig solches schrecklichen suspects.

„Das können die Aeltesten also auf Pflicht und Gewissen betheuern?" fragte der General, und blickte dabei den Hoffiscal an. „Auf Pflicht und Gewissen" — war die einmüthige Antwort. — „Nehmen Sie die Aussage der Judenschaft ad protocollum, Herr Hoffiscal, und hiermit wäre die criminalistische Seite der Affaire applanirt. Der Mann ist von den Juden nicht verhetzt, will ja auch in seiner innehabenden Position verharren", sprach der General nun mit einem von der früheren Strenge merklich abweichenden, fast leutseligen Ton; „Se. Majestät mögen aber vor itzo keine Juden in Ihrer Armee, und haben zu befehlen geruht, dem Grenadier eine demission honorable zu gewähren, und ihm im Uebrigen — nach seiner Façon selig werden zu lassen. Maßen derselbe aber als Soldat eine tadellose conduite und in der böhmischen Campagne einige Bravour gezeigt, so müsse es hiesiger Judenschaft zur satisfaction gereichen, den Mann unter sich aufzunehmen, und beim Famulitium eines derer reichen Generalprivilegirten, oder sonst bei einem erlaubten Handelszweig zu einem nützlichen Sr. Majestät Unterthan sich

ernähren zu helfen. Ich werde denen Aeltesten die Ordre durch das Judenamt expediren lassen, und damit Gott befohlen." —

Tief aufathmend stürzten die Männer die breiten Treppenstufen hinunter; und lange hatte die Gemeinde kein freudigeres Ereigniß bewegt, als an jenem Sabbath. Berel erhielt seine Entlassung. Sein Obristwachtmeister, der über die Entscheidung des Königs große Befriedigung, dagegen über den Affront der beiden gefoppten Taufpathen eine kleine Schadenfreude empfand, sagte beim Abschied zu ihm: Ich mochte in der Kirche zwar nicht Dein Taufpathe sein, aber ich habe Nichts dagegen, wenn Du Dich Dein ganzes Leben lang nach mir und dem Regiment einen Hachenberger nennst; aber mache dem Regiment auch weiter keine Schande." — So erhielt Berel statt der Kirchentaufe die Ehrentaufe von einem schlichten, geradsinnigen Kriegsmanne, und sie wirkte besser auf ihn ein, durch sein künftiges Leben das gemeine Vorurtheil der Menge zu widerlegen, als es die Bekehrung des wackern Hübner vermocht hätte.

An jenem Tage trat er in Fischel Moses' Dienste, der nicht Geringes für ihn gewagt hatte. Er vergalt es ihm reichlich durch aufopfernde Treue und Arbeitsamkeit, die der Alte auch zu schätzen wußte. Rührend war der Eifer, mit welchem Berel seine in der Jugend vernachlässigte Schulbildung, vor Allem aber seine Kenntnisse in der heiligen Gebetsprache und in den jüdischen Satzungen nachholte. Diese befolgte er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, als wollte er die in einer wilden Periode seines Lebens versäumten guten Werke nun reichlich ersetzen. Mit seiner wahrhaft frommen Einfalt in Glaubenssachen verband er aber eine durch die wechselvollen Irrfahrten seines Vorlebens gereifte, besonnene Weltleugheit, sowie Muth und Entschlossenheit, neben männlicher

Selbstbeherrschung. Ein hervorstechender Characterzug blieb seine enthusiastische Parteinahme für den König und für die preußische Sache in dem nun schon seit Jahren andauernden blutigen Kampfe um den Besitz Schlesiens. Alles in Allem genommen, war er ein Mann, wie man ihn zu jener Zeit, und in seiner untergeordneten Stellung wohl selten finden mochte. — Wie er heut so dastand zwischen dem Ufer und den vollbeladenen, zur Abfahrt bereiten drei Schiffen, auf dem schwanken Brette sich wiegend, und den Rauch seines Pfeifchens in die reine, blaue Morgenluft hinauswirbelnd, war auf seinem heitern Antlitz kein leiser Schatten mehr jener dunklen Lebensperiode voll inneren Kämpfens und Ringens. Er war erfüllt von seinem nützlichen Berufe, stets bereit zu dienen und zu helfen.

Der Vormann der Schiffsauflader trat an ihn heran und lüftete die Mütze: „Nun sind wir fertig Herr Bernhard, das dritte Schiff ist nicht voll, wir haben noch für 80 Centner Raum: die Fuhren sind schon wieder in den Adler gefahren. Wann befehlen Sie Ihr Pferd gesattelt?" — „Ruft mir den Steuermann, er soll mir die Ladescheine unterschreiben; in Steinau werden 100 Centner Heu [illegible]laden. Verstanden?" — Mit dem Steuermann stieg er in die kleine grünangestrichene Kajüte, stellte die Ladescheine richtig, und rief dann dem Lademeister zu: „Um 9 Uhr mein Pferd und die Wagen bereit zur Heimfahrt. Ich mache eine kleine Strecke mit, auf dem Nachen bis gegen Leubus hinunter."

II.
Fahrende Leute.

Es war wie eine unerklärliche Anwandlung, die der junge Mann plötzlich empfand, als er in einen der an dem

Ufer bereit liegenden kleinen offnen Nachen sprang, um sich eine kurze Weile dem ruhig hinfließenden Element anzuvertrauen. Er winkte einem Fährmann und im Nu stieß er ab, just als die beladenen großen Kähne vom Stapel liefen. Bald waren diese weit hinter ihm zurückgeblieben, und er hörte nichts als das gleichmäßige Plätschern der Ruder in den silbernen Furchen der Tiefe.

Es war ein sonnenheller, herrlicher Maientag. Alles ringsumher athmete die belebende, jungfräuliche Naturfrische in Flur und Wald um die Pfingstenzeit. Durch die Kronen der Laubhölzer, welche die Ufer zu beiden Seiten des Flusses in üppiger Fülle schmückten, wehte der kräftige Morgenwind und trug den würzigen Hauch bis in die Mitte der breiten spiegelklaren Wasserfläche. Tiefe träumerische Stille herrschte weit umher. Lautlos, mit harmonischem Flügelschlag zogen weiße Möwenschaaren vorbei, die vom Ostseegestade so tief hinein in's Binnenland dem Laufe des Stromes entgegeneilen, und setzten sich hie und da auf hervorragende Sanddünen, wie um zu rasten, bis die leise Bewegung des herannahenden Schiffleins die anmuthigen Gäste verscheuchte. Der junge Mann fühlte sich bald sonderbar umstrickt von dem Zauber der Einsamkeit in seiner schaukelnden Wiege. Sein Auge schweifte gegenstandlos in die Ferne, bald hinauf in die unendliche Aetherbläue, die immer klarer und tiefer aus den verwehenden Nebeln der Frühe hervorgebrochen war, bald weit hinweg über die Häupter der riesigen Eichen und Linden zu seiner Rechten, zu der in bläulichen Duft getauchten Hügelreihe, welche in sanften Windungen den Horizont begrenzte. Eine Zeit lang träumend den form- und gestaltlosen Luftgebilden der Phantasie willenlos hingegeben, erwachte er endlich durch den hellen Ton eines Kirchenglöckleins, das aus dem am rechten Stromufer hinter dem Eichenwalde emporragenden Kloster an

sein Ohr schlug. Als er aufblickte, winkten ihm die freundlichen beiden rothen Thürme der prächtigen Stiftscapelle, die sich zwischen den beiden schloßartigen Flügeln der alten Cisterzienserabtei von Leubus erhoben und mahnten ihn wieder an die Wirklichkeit. Der Fährmann war von der mehr als einstündigen Fahrt ermüdet; er klomm an eine Stelle des steilen Ufers hinauf, überstieg eine niedrige Gartenhecke, um in dem kleinen Klosterstädtchen eine Erfrischung zu nehmen. Bernhard blieb allein im Nachen ausgestreckt, um seine Rückkehr zu erwarten. Er fühlte sich auf diesem geistlichen Boden nicht so heimisch, wie in den zahlreichen Ortschaften der Umgegend, wo er aus geschäftlichen Beziehungen gekannt und beliebt war. Das mit der Cisterzienserabtei von dem schlesischen Herzoge Boleslaus Altus gestiftete und mit thüringischen Mönchen besetzte Kloster, welches nach der Eroberung Schlesiens von dem König unangetastet in seiner Verfassung und Einrichtung belassen worden war, beherbergte zahlreiche Anhänger und stille Förderer der östreichischen Interessen, und es war nicht unwahrscheinlich, daß, wie an so vielen andren geheimen Stellen, zu jener Zeit auch innerhalb dieser Klostermauern die Fäden höchst gefährlicher und im Finstern schleichender Pläne und Intriguen angesponnen und weitergeführt wurden. Es war allgemein bekannt, daß während der vorübergehenden Besetzung Breslaus durch die Oestreicher gegen Ende 1757, vorzugsweise von Geistlichen und altöstreichischen Beamten angeschürt, eine heimliche Verschwörung zu Gunsten des Landesfeindes angezettelt war, welche ihre versteckten Wurzeln in weite Kreise der schlesischen Bevölkerung erstreckte. Besonders strafbar hatte sich dabei der damalige Fürstbischof von Breslau, Graf Schafgotsch bloßgestellt. Der König hatte ihn öffentlich als einen Verräther bezeichnet und seines Amtes entsetzt. Nur durch heimliche Flucht war er der schwersten Ahndung entgangen. Bei

der Wiedereroberung Breslaus nach dem ruhmreichen Tage von Leuthen ließ der König die Dominsel zuerst besetzen und durch den Generalfiscal eine strenge Untersuchung der weitverzweigten Verschwörung einleiten, die freilich nur einen geringen Erfolg erzielte. Aber der Verdacht und die Wachsamkeit der Behörden waren durch jene Vorgänge geweckt und die Patrioten hielten sich vorsichtig von den beargwöhnten Kreisen fern. Unser Freund stand schon nach seiner Lebensstellung außerhalb jeder Berührung mit diesen preußenfeindlichen Elementen, zu denen die jüdische Bevölkerung sich ausnahmslos im schneidendsten Gegensatz fühlte. Diese, wiewohl thatsächlich von dem Könige nur wenig begünstigt und von seinen persönlichen Vorurtheilen gegen jüdisches Wesen, in denen er sich keineswegs über sein Zeitalter erhob, nicht selten sogar hart betroffen, empfand doch jederzeit lebhaft die wohlthätigen Wirkungen des Athmens in der reinern, vom geistlichen Einfluß befreiten preußischen Athmosphäre. So streng, so abschließend und zum Theil noch jeder wirthschaftlichen Einsicht hohnsprechend die Gesetze waren, denen der König seine jüdischen Unterthanen unterworfen hatte, so waren es doch Gesetze, nicht Willkührmaßnahmen, die sich nach den Launen jedes kaiserlichen Günstlings oder Beichtvaters beugen ließen und mit jedem Tage wechselten. „Wiener Gesetze gelten von elf Uhr bis Mittag" war ein Sprichwort, das man auch in Breslau nur zu gut kannte. Die Unsicherheit des Daseins, in welcher die Breslauer Juden noch kurz vor der preußischen Eroberung lebten, das Hangen und Bangen zwischen ruhigem Besitze und grausamer Verbannung aus der theuer gewordenen Heimstätte in das Elend des Wanderlebens, — solchem jähen Schicksalswechsel fühlten sie sich wenigstens unter dem Scepter des kühnen Hohenzollernkönigs für immer entrückt, wenn auch ihr Loos noch gar vielen berechtigten

Wünschen Raum übrig ließ. Diesen Gedankenkreis mochte wohl auch unser junger Freund schnell durchflogen haben, als er des nahen Klosters ansichtig wurde und vielleicht einen Augenblick daran dachte, sich den stattlichen Bau in der Nähe zu betrachten.

Er stand ab davon; nur konnte er sich nicht enthalten, aus seiner ruhenden Lage sich zu erheben und durch das Gebüsch des erhöhten Ufers auf die Umgebung des Klosters einen flüchtigen Blick zu werfen.

Da lag es vor ihm in überraschender Ausdehnung mit seiner endlosen Fensterreihe und seinen den Mittelbau krönenden beiden zierlichen Thürmen, im noch frischen Schmuck der röthlichen Façade, reizend beschattet von dem, einen weiten Vorplatz bildenden herrlichen Hain uralter, hochstämmiger Kastanienbäume. In der Mitte des Wäldchens, nicht weit von dem nördlichen Haupteingang in der Umfriedigung des Klosters, ragte eine Mariensäule empor, an deren Fußgestell er trotz der weiten Entfernung eine weibliche Gestalt, wie in andächtiger Stellung, hingelagert zu erkennen meinte. — Jetzt erhob sie sich und schien den Weg in die Tiefe des nach dem Ufer zu belegenen Gehöftes zu nehmen, wo sie dem beobachtenden Blicke durch die vorliegenden Wirthschafts- und Stallgebäude entzogen wurde. Nach einer Weile kam sie auf einem näher belegenen Punkte des Parks wieder zum Vorschein, von einem in der modischen Tracht städtischer Patrizier gekleideten Herren begleitet. Immer näher kam das Paar, dessen Züge der unfreiwillige Beobachter nun genau unterscheiden konnte. Die Dame war im dunklen, knappen Reisekleid; ihr scharf geschnittnes, von energischem Ausdruck belebtes Gesicht zwar nicht mehr in erster Jugendblüthe, aber doch nicht ohne fesselnden Reiz, wie von leidenschaftlicher Erregung leicht geröthet, der Gang stolz, die Bewegung rasch und ungeduldig. Der

Mann an ihrer Seite, mit ehrerbietiger Höflichkeit ihre, wie es schien sehr lebhafte Rede anhörend und erwiedernd, war in schon vorgerücktem Alter, eine erdfahle gewöhnliche Physiognomie, mit einem diplomatisch lauernden Zug. Als die Beiden nach und nach bis hart an das Flußufer herangetreten waren, wo, unmittelbar über der Stelle, an welcher der Nachen befestigt lag, sich eine Art Veranda mit der Aussicht auf den Fluß erhob, da duckte sich Bernhard unwillkürlich nieder, weil es ihm peinlich war, für einen zudringlichen Lauscher gehalten zu werden. Nun lag er festgebannt in dem flachen Boote, durch ein Gesträuch an der Uferböschung fast ganz verdeckt, und mußte — wollend oder nicht — die Zwiesprache mit anhören, die über die Brüstung der Veranda zu ihm vollkommen vernehmlich heruntertönte. Den alten Herrn hatte Bernhard bei seiner Annäherung schon als einen angesehenen Breslauer Patrizier, den Commerzpräsidenten Sala von Grossa erkannt, der in dem Rufe stand, ein treuer Anhänger des östreichischen Kaiserhauses auch unter der verhaßten preußischen Herrschaft geblieben zu sein. Aus der Unterhaltung ergab sich nun, daß die Dame ein Fräulein von Gutzmar war, die Tochter des aus dem ersten schlesischen Kriege für alle Preußenfreunde in unrühmlichen Andenken verbliebenen Obersyndicus der Stadt Breslau, den der König wegen seiner politischen Intriguen sogar eine Zeit lang in Haft genommen hatte. Seit dem Tode des ehrgeizigen Mannes stand seine unternehmende Tochter, die in der Nähe des Klosters das väterliche Gut Wilkawe bewohnte, an der Spitze der geheimen Umtriebe der östreichischen Partei in Schlesien, die zu jener Zeit besonders im Schwunge waren. Zu den beiden Vertrauten gesellte sich nun bald noch ein Mönch aus dem Kloster und ein in spanischer Hoftracht gekleideter, eleganter Cavalier mit olivenfarbenem Gesicht und

lauerndem falschen Blick, der unter dem pomphaften Namen Don José Mendez Cotinho y Texeiras vorgestellt wurde. Derselbe war, wie die Unterredung zweifellos ergab, ein Emissär aus dem Laudon'schen Lager, der mit Hilfe der kaiserlichen Parteigänger nach Breslau geschafft werden sollte, eines Theils um die dort in Gefangenschaft gehaltenen zahlreichen östreichischen Offiziere auf einen gegen Breslau beabsichtigten Handstreich vorzubereiten, andren Theils um die von Mitgliedern des schlesischen Adels heimlich gewährte Unterstützung jener politischen und kriegerischen Unternehmungen des Landesfeindes besser zu organisiren. Hierbei wurde auch eines Juden erwähnt, den Bernhard sehr wohl kannte; eines in Breslau seit Jahren als auswärtiger Negotiant sich aufhaltenden Portugiesen, Namens Furtado, der weite Verbindungen hatte und geeignet schien, auf unverdächtigem Wege den Geldverkehr von Breslau nach Wien sicher zu vermitteln.

Dies Alles erregte selbstredend Bernhard's gespanntestes Interesse im höchsten Grade. Anfangs fühlte er sich beunruhigt, der Mitwisser solcher gefährlichen Heimlichkeiten wider Willen geworden zu sein, und es bedrängten ihn Gewissenszweifel, ob er nicht verpflichtet sei, das angesponnene Complott zu enthüllen. Bald wies er diesen Gedanken aber von sich, weil ihm jegliche Angeberei innerlich widerstrebte und er die Sache seines Königs überdies für viel zu gut hielt, als daß sie durch solche abenteuerliche Umtriebe ernstlich gefährdet werden konnte.

Doch beschloß er wachsam zu sein und der Dinge zu warten. — Der Fährmann war inzwischen zurückgekommen, und hatte auf Bernhard's Wink den Nachen losgebunden und unbemerkt zur Heimkehr gewandt. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel und ihre versengenden Strahlen schossen in den offnen Nachen hernieder, der nicht einmal den Schatten

eines leichten Segeltuches darbot. Die Rückfahrt ließ eine stundenlange Qual befürchten und unser Freund befahl dem Schiffer daher, an der ersten passenden Stelle des Ufers anzulegen, in der Absicht, von da durch das hier dichtere Gebüsch den nächsten Feldweg zu dem Ausladeplatze zu gewinnen. In wenigen Minuten umfing den einsamen Spaziergänger die duftige Kühle des Waldes, wo nur verstohlen die goldnen Lichter in den vollen, rauschenden Laubkronen uralter Eichen spielten und die Schatten der zitternden Blätter gleich tanzenden Elfen über den Moosteppich zu seinen Füßen hin und her huschten.

Als er eine Strecke rüstig zugeschritten und dem jenseitigen Saume des Gehölzes nahegekommen war, in dessen Nähe die große Landstraße quer vorüberführte, da schlug ein lärmendes Tosen an sein Ohr, wie das Gewirre lautzankender und schreiender Stimmen. Er beschleunigte seinen Gang und in die Lichtung heraustretend, bemerkte er in der That auf dem vor ihm bis zur Straße sich ausdehnenden üppigen Wiesenplan eine unruhig bewegte Gruppe seltsamer Gestalten, wie in einem Handgemenge.

Auf den ersten Blick erkannte er, daß die Ueberzahl des um einen noch nicht sichtbaren Gegenstand im Mittelpunkte ringenden und wogenden Menschenknäuels, nach Tracht und Geberde in einem Häuflein armer wandernder Juden bestand, die einem Angriffe mehrerer Landleute, wie es schien, einen lebhaften Widerstand entgegenzusetzen im Begriff waren. Bald enthüllte sich als Gegenstand des tobenden Streites ein ziemlich abgetriebener Gaul, den die Landleute unbekümmert um Schreien und Drängen des sie umringenden Haufens mit starker Hand davonführten. Die weitere Betrachtung der Umgebung legte auch die Ursache dieses Beutekriegs aus dem Stegreif vollkommen zu Tage. Unweit der Landstraße auf

dem Anger stand der ärmliche, mit den Siebensachen der „fahrenden Leute" reichlich bepackte Planwagen, von welchem der Gaul abgeschirrt worden war. Während ihrer Mittagsrast unter dem schattigen Laubzelt eines Baumes hatten die ärmlichen Reisenden, wohl um die Zeche für sich und das Thier in der nicht fernen Dorfschenke zu sparen, das letzere auf die lockende Weide zu ihrer Linken getrieben, da sie Niemand bemerkten, der diesen Raub an dem üppigen Frühlingssegen der Flur hindern möchte. Doch leider sollte es anders kommen. Der Schirrvogt des Gutsherrn und zwei Hofknechte waren unversehens da und forderten schwere Pön; und als die Juden sich weigerten, so wurde in rechtsüblicher Selbsthilfe gepfändet. Da schritt das eroberte Thier nun hin, vielleicht für einige Tage, eines besseren Looses in der Gefangenschaft gewärtig, als ihm an der heimischen Krippe beschieden war. — Bernhard trat an die, durch den ungünstigen Ausgang des Kampfes auseinandergestobene Gruppe der Juden heran, um zu rathen oder zu helfen. Er konnte aber nicht zu Worte kommen in dem überlauten Schwirren durcheinander tönender Stimmen, unter welchen sich vor Allem die des unglücklichen Lenkers der gescheiterten Expedition hervorthat. „O weh, o Jammer, mein Rappen; wie soll ich nach Haus kommen zu meinem Meister, und der Rappen ist nicht da, den er mir auf die Seele gebunden, mehr als Vater Jakob den lieben kleinen Benjamin, als ihn die Brüder mit sich führten nach Mizraim; o weh, wo nehm' ich den Rappen her." So und ähnlich klagte er unaufhörlich. Als die stattlichste Figur in dem Haufen machte sich ein wohlgenährter, breitschultriger Mann mit vollem, freundlichen Gesicht und schalkhaftem Blick bemerklich, dem ein gutgepflegter, über den entblößten Hals und den umgeschlagenen sauberen Hemdskragen bis auf die Brust herniederwallender brauner Bart ein

ganz vertrauenerweckendes Ansehen gaben. Dieser war sichtlich bemüht, den klagenden Rosselenker zu trösten. „Mein Sohn, jammre nicht; ich will Dir bürgen dafür, daß sie Dir zurückgeben den Rappen und Dir schenken werden den Knaß' (die Pön) noch obendrein, wenn sie erst sehen werden, was das Pferdchen für einen ausgezeichneten Appetit hat." Während er also sprach, verfolgte er mit zärtlich besorgtem Blicke zwei offenbar zu seiner Begleitung gehörende Personen, die sich in der Richtung nach dem Walde ein wenig zurückgezogen hatten. Der eine, ein schmächtiger Jüngling, der eine gewisse Koketterie mit seiner glänzend geölten Frisur und dem zierlich gekräuselten Schnurrbärtchen in einem blassen verlebten Gesichte zur Schau trug; der andere, ein winziger Knabe in ärmlicher Kleidung mit einem mächtigen Filzhute auf dem Kopfe, aus dessen zu weiter Höhlung im Nacken ein nagelneues sammetnes Käppchen, und an beiden Schläfen die wohlbekannten Löckchen in Pfropfenzieherformat hervorlugten. Zu dieser Gruppe hielt sich noch ein hagerer, hohläugiger Mann, der sein spitzes, von einem struppigen in's Graue spielenden Bart umrändertes Kinn in einer geschweiften, bis an die Ohren heranreichenden steifen Halsbinde abwechselnd auf- und niedertauchen ließ, wobei er regelmäßig noch mit der linken Hand eine Bewegung nach dem Halse zu machte, als ob er im Begriff wäre, die Saiten einer Geige fester anzuziehen. Es war unverkennbar ein wandernder Virtuose, der in der grünen Hülle unter seinem rechten Arm in der That nichts anderes, als seine kostbare Fidel zärtlich an die Brust drückte. Auf der andren Seite, in auffällig ruhigerer Haltung, und schon durch die äußere Erscheinung als diesem Kreise fremd sich kennzeichnend, stand ein wohlgebauter, nicht mehr junger Mann, in hier nicht gebräuchlicher durchgehends schwarzer Tracht von ehrbarem, fast geistlichem Schnitt. Die klare, ge-

wölbte Stirn, das tiefe, sinnende Auge und das südliche Colorit des bartlosen Gesichtes mit einem Anflug von melancholischem Ernste, verliehen dem Manne ein zwar nicht vornehmes, aber durch überwiegend geistigen Ausdruck aus der Sphäre des Gemeinen und Alltäglichen sich erhebendes Wesen, mit welchem auch die Würde der äußern Haltung wohlthuend harmonirte. An einen Baum gelehnt stand er da, den rechten Arm um die Schultern eines nicht minder ansprechenden, jungen Genossen geschlungen; dieser, an Gestalt fast noch ein zarter Knabe mit schlichtem, braunen Haar, im gedankenvollen Ausdruck des sonnenhaften, schwarzen Auges aber schon einen gereiften Jüngling verrathend, bot in der fremdartigen Tracht von dunkelfarbigem Sammt eine gar anmuthige Erscheinung dar, welche überraschend abstach gegen einen andren in der Nähe dieses Paares verweilenden jungen Menschen von nahezu gleichem Alter, aber von ungelenker Haltung und eckigen, wenn nicht vernachlässigten Manieren. Mit diesen Personen war der seltsam zusammengewürfelte Kreis beschlossen, in den unser Freund so plötzlich hineingerathen war und der sein Interesse um so lebhafter in Anspruch nahm, je räthselhafter ihm die einzelnen Elemente in dieser Verbindung entgegentraten. Bevor er aber sich dieser, in dem von ihm ja noch mitangesehenen Handgemenge so ruhmlos unterlegenen Truppe als bereiter Helfer oder Rathgeber in der Noth vorzustellen vermochte, war er schon von dem Virtuosen erkannt, der zweifellos auf seinen Kunstfahrten auch schon die Hauptstadt Breslau berührt und dort den Geschäftsführer des hochangesehenen Armeelieferanten näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte. In halb vertraulicher, halb unterwürfiger Weise redete der Musikant den kaum Herzugetretenen an, forderte die Uebrigen zu achtungsvoller Stille auf, indem er ihnen Namen und Würde dieses so unerwartet erschienenen einfluß-

reichen Glaubensgenossen, nicht ohne mehrfache stolze Erhebung seines Kinnes aus der Tiefe der steifen Halsbinde, auseinandersetzte. Sich selbst rief er dem Herrn „Ober-Magazin-Inspector“ als den bescheidenen „Schaul Kles’mer“, obersten Kapellmeister der in ganz Ober- und Niederschlesien wohlbekannten Kempner Musikantentruppe in’s Gedächtniß zurück. In der eben abgelaufenen, traurigen Zeit der „S’phira“ zwischen dem Passah- und dem Pfingstfeste, wo die fromme Sitte weder Hochzeiten, noch sonstige Lustbarkeiten gestattet, war Schaul — wie er zu erzählen nicht versäumte — im Lande umhergewandert, um Bestellungen auf sein Kunstgewerbe für die bessre Saison anzunehmen, seine Fidel zwar mit sich führend, von der er sich überhaupt niemals trennte, aber die sonst müßige Tour doch hauptsächlich ausfüllend durch einen leider nicht sehr einträglichen Handel mit dem heiligen Gespinnst der „Zizith“, einem damals noch sehr gangbaren Artikel, der in der Garderobe keines männlichen Wesens von jüdischem Blut fehlen durfte. Als der Künstler sich aber anschickte, nunmehr auch seine Reisegenossen gebührlich zu präsentiren, trat der Mann mit dem imponirenden Barte und dem Hemdekragen in selbstbewußter Haltung näher hervor, und nachdem er die Vermittlung des Musikers für seine Person mit den Worten abgewehrt: „Ein Chasan wie ich, braucht, Gott behüte, nicht die Fürsprache von einem Kles’mer, wenn er auch ist der oberste Kapellmeister von der Kempner Musik“ — wandte er sich mit einer Beugung seines freundlichen Antlitzes grüßend an Bernhard und sprach mit siegesgewisser Miene: „Ich bin Gedalie Hirsch“. Da diese Selbstoffenbarung ohne den erhofften Eindruck auf den Fremden blieb, wiederholte er sie nach einer kleinen Pause mit größerem Nachdruck, und als auch dieses nicht wirkte, fügte er hinzu: „Der Herr wird doch gewiß gehört haben von dem

berühmten Chasan aus Miloslaw, der, ohne Ruhm zu melden, hat einen großen Schem (Namen) in ganz Polen, Böhmen, Mähren, Schlesien. Nicht? Nun, Sie werden vielleicht haben gehört von Hirsch Mireles; das bin ich; denn in Polen rufen sie mich Mireles nach meiner Mutter, sie ruht im Gan-Eden — Aber der Herr wird gewiß mehr bekannt sein in Aschkenas, wo man landaus und landein erzählt von Hirsch Nachtigall? Das bin ich auch, denn sie haben mir beigelegt in Frankfurt am Main diesen Beinamen, weil sie dort sagen, daß ich eine Stimme habe lehawdil (sans comparaison) wie eine Nachtigall. — Wenn Sie werden die Gewogenheit haben zu lesen meine Papiere, die ich bekommen habe als Zeugniß auf meinen Reisen von den ersten Gemeinden in Israel, werden Sie sogar finden, daß mein wirklicher Geschlechtsnamen ist Katzenellenbogen, denn wie ich hier vor Ihnen stehe, bin ich ein Ur-urenkel von dem großen Gelehrten Rabbi Meier Katzenellenbogen, sein Andenken sei gesegnet. — Nun werden Sie wollen wissen, wie es in der Mischna heißt: von wannen kommst Du und wohin gehst Du? — Ich komme hier mit meinen beiden Gehülfen direct aus der heiligen Gemeinde Groß-Glogau, wo ich das ganze Pesachfest in der großen Synagoge die Tephilloths (liturgischen Gebete) abgehalten habe, und das Kahal hat mich nicht wollen entassen, daß ich noch drei Sabbathe nach dem Feste drangeben mußte. Hier habe ich von den Vorstehern Reb Leser Munk und Reb Lippmann Cohn ein vollwichtiges Attest in ausgezeichnetem Hebräisch; das muß ich Ihnen doch vorlesen und verdeutschen, damit Sie, Gott behüte, nicht glauben, daß ich bin ein Schmeichler von mir selbst!" Dabei zog er aus der weiten Tasche seines Rockes ein sorgfältig eingehülltes Papier heraus, zeigte den Stempel und die Ueberschriften und las: „Unter dem Beistand des Hochgelobten, hier in der hei-

ligen Gemeinde Glogau, genannt die Große, am 18. Tag des Monats Ijar und am 33. der Sephira im Jahre 5520 der Schöpfung. Siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist dahin; es sind hervorgesprossen die Blumen aus dem Erdreiche, die Zeit der Freude und des Gesanges ist gekommen und es läßt sich hören in unsrem Lande die Stimme der Turteltaube und der Nachtigall, die Stimme des lieblichen, gewaltigen Sängers in Israel, des hochgepriesenen Meisters Gedalie Hirsch, von den Eingebornen der heiligen Gemeinde Miloslaw im Lande Polen, aus dem berühmten Hause Katzenellenbogen; dieser Mann hat bei uns geweilet während des hohen Festes der ungesäuerten Brote und noch gegen vier Wochen darüber, und hat unser Ohr und Herz erfreut mit dem herrlichen Wohllaut seiner Stimme, süß wie die Harfe David's und erschütternd wie die Gesänge Jeduthun; sein Lohn sei vollkommen vor dem Herrn, und auch seine Gehülfen, die gepriesenen Jünglinge Perez und Simeon, seien zum Guten gedacht, auf daß sie noch lange mögen den Hochgelobten preisen mit ihren Seelen und ihren Kehlen, Amen." — Nun, hab' ich Ihnen zu viel gesagt? Nämlich Perez ist mein Baßsänger, den hab' ich müssen lassen nebbig unterwegs krank; und das ist hier Schimme (auf den Jüngling mit der glänzenden Frisur zeigend), mein Tenor; ich kann ihn vor seinen Augen rühmen, daß er nicht hat seines Gleichen in der ganzen Zerstreuung Israels und wenn Sie werden, mit Gottes Willen, übermorgen, am ersten Tage Schabuoth (Wochen- oder Pfingstfest) in Breslau sein, in der Landschul', so werden Sie mir antworten, ob ich Ihnen habe ein Wort gesagt, Gott behüte, zu viel. Denn ich geh' nach Breslau und ich bin schon vor drei Monaten engagirt für das Fest." Erschöpft von der langen Rede, wischte er sich den Schweiß von der Stirne, holte dann wieder aus der Versenkung seines schlotternden

Gewandes ein ahnsehnliches Fläschchen, das er zu einem herzhaften Schluck an den Mund setzte. — „Der Herr wird mir verzeih'n — es ist reines Wasser, oder nicht viel besser als Wasser, glauben Sie mir's, wie schon der weise Rabbi sagte: Du sollst nicht sehen auf den Krug, sondern nur was darin ist — reines Wasser gegen die Trockenheit hier!" — „Also Ihr wollt nach Breslau," unterbrach Bernhard endlich diesen behaglichen Redefluß des Sängers; „Ihr seid Eurer zwei, oder gehört der Kleine hier auch zu Eurem Gefolge?" — „Der Herr soll leben hundert Jahr, natürlich; das ist doch hier Itschele, mein Fistelsänger; was soll ich thun? Der Vater ist nebbich ein armer Melamed (Schulmeister) in Schwersenz, nicht weit von Posen, und was soll ein armer Melamed machen mit seinem ältesten Jung', er kann ihn doch nicht auch lassen werden Melamed, denn wie die heilige Gemara schon bemerkt: jeder Handwerker ist ein Feind seiner eignen Hantirung; also thut er ihn zu einem Chasan in die Lehre. — Nun, der Hals ist nicht schlecht, aber er hat noch kein' Nigen (Melodie) gelernt: unterweilen lernt er ein bischen Derech-Erez (gute Manieren), wenn ich ihn zu den feinen Balebattim (Familienhäuptern) schicke, ein Blett' essen, oder die Ehrengaben zum Abschied vor der Abreise für mich holen." Hier unterbrach Bernhard ein wenig ungeduldig den Redseligen mit der Bemerkung: „Ihr denkt schon an die Abreise und solltet doch eher an die Möglichkeit Eurer Ankunft denken. Hier wird es schwierig und weitläuftig sein, Euer gepfändetes Pferd loszulösen: ich will Euch von Maltsch, wo meine Gespanne stehen, ein gutes Roß herüberschicken, das Euch weiter schafft, das Ihr aber unter eigner Verantwortung gleich nach Eurem Eintreffen in Breslau in unsern Stall in der Antonigasse, nicht weit der Festungsmauer, im Posthause abliefert. — Und nun, wer sind jene Eure Reisegefährten und wohin

wollen diese sich jetzt begeben?" — Hier trat nun der so schmählich zurückgesetzte Kapellmeister wieder in seine ältern Rechte ein und erzählte, daß er selbst in der Gegend von Lüben mit den beiden Fremdlingen und dem jungen Bachur zusammengetroffen sei, bis wohin jene drei von Leipzig aus unter dem Schutze und in dem Meßwagen des reichen Kaufmanns Reb Eisek Fraustädter aus polnisch Lissa gekommen waren. In Lüben, wo jener Kaufmann die Route in seine Heimath eingeschlagen, hätten sie alle auf eine gute Gelegenheit zum Weiterkommen gewartet, um zum bevorstehenden Feste am Ziele zu sein. Dies sei für sie alle Breslau. Das fremde Paar komme weit her, aus dem Lande Italien, über Basel und Frankfurt am Main; es seien jüdische Buchdrucker, die nach Prag wollen, auf dem Wege durch Sachsen aber auf Hindernisse in den unruhigen Kriegszeiten gestoßen seien. Der Dritte in ihrer Gesellschaft ist ein „einheimisches Kind", Namens Raphael, der Sohn des Breslauer Sophers (Thorarollenschreiber), der eben von der Jeschiba (Thalmudschule) aus Altona heimkehre.

Wiewohl unser Freund nun genügend orientirt war, so unterließ er es doch nicht, an die Gruppe der Italiener heranzutreten. Der ältere Mann erwiederte die an ihn gerichtete freundliche Anrede in zwar nicht geläufigem, aber wohlgesetzten und gutverständlichem Deutsch. Er sprach sein Bedauern aus, zumal in Rücksicht auf seinen zarten Gefährten, daß ihm keine bess're Reisegelegenheit ausfindig zu machen gelungen sei und daß auch diese eine so unwillkommene Störung erfahren. Die Sitte des Landes scheine ihm immer noch nicht freundlich gegen die Juden zu sein und erschwere in unerwarteter Weise das Reisen in ihrer Gesellschaft. — Sein junger Gefährte war der Landessprache nicht mächtig, folgte dem Gespräch aber doch theilnehmend, als wollte er

durch das Ohr die fremden Laute der Seele eingewöhnen. — Raphael war ganz verstört: ihn hatte ein trauriger Brief seiner Mutter an das schwere Krankenlager des Vaters heimbeschieden; jede Stunde Zögerung lastete mit ihrem Bleigewicht zermalmend auf seinem kindlichen Herzen. Die andern Beiden suchten ihn aufzumuntern, besonders der jüngere Italiener nahm innigen Antheil an dem Geschicke des gleichaltrigen deutschen Jünglings, dessen umfassende, auf den Talmudschulen zu Frankfurt, Fürth und Altona erworbene rabbinische Gelehrsamkeit der sachkundige ältere Drucker schon wiederholt rühmend bewundert hatte. Den Italienern dünkte es seltsam, daß der frühgealterte Raphael für den Zauber der Natur, der sich ihnen auf der weiten Reise an vielen Stellen in wunderbarem Reichthum enthüllt hatte, seinen Sinn und sein Gemüth gänzlich verschlossen hielt und daß er es gar Ernst zu nehmen schien mit dem talmudischen Spruche, daß der sein Seelenheil verwirke, der die Beschäftigung mit der Lehre durch den Ausruf unterbreche: „wie schön ist dieser Baum, wie lieblich ist diese Flur.“ — Nach einer Weile nahm Bernhard von den Wanderern Abschied, mit dem Versprechen, in einer Stunde ihnen das Pferd zur Stelle zu schaffen, auch unterwegs die Auslösung des gefangenen Gauls zu versuchen. Bevor er ging, wandte er sich nochmals theilnahmsvoll an den ältern Italiener: „Ich hoffe also, Euch und diesen freundlichen Jüngling — er ist ja wohl Euer Sohn? — vielleicht schon während des Festes in Breslau wiederzufinden! Wo und unter welchem Namen, darf ich Euch wohl da erfragen?“ — „Das Wo vermag ich nicht zu bestimmen,“ erwiederte der Fremde, „denn ich habe in Eurer Stadt keinen Gastfreund und würde es darum dankbar annehmen, wenn Ihr mir eine bescheidene Herberge für mich und Angelo, meinen — nicht Sohn — sondern nur Schutzbefohlenen, zuweisen könntet. Und

damit Ihr, wie es ziemt, auch meinen Namen wisset, — ich nenne mich Abiezer Adelkind und bin meines Gewerbes ein Schriftsetzer aus Sabbioneta im Venetianischen. Wie Ihr wohl merken werdet, habe ich auch schon in deutschen Landen mich zeitweise aufgehalten, und zwar unten im Süden in Freiburg und Basel als Corrector und Aufseher der hebräischen Druckereien, wo ich mir das Wenige, dessen ich von deutscher Sprache mächtig bin, schon vor Jahren erworben habe. Hätte sonst es wohl auch schwerlich unternommen, mich mit dem — Kinde so weit nach dem Norden hinauszuwagen." — Bernhard nahm die Italiener bei Seite und empfahl ihnen vorläufig bis zum Wiedersehen, sich in Breslau nicht mit den Uebrigen in die Herbergen zum „Hirschel" oder in die „Fechtschule" zu begeben, sondern das Haus eines Garkochs an der Siebenradebrücke aufzusuchen und bei diesem gastliche Aufnahme während des Festes zu erbitten. Als die Reisegesellschaft wieder sich selbst überlassen war, füllte sie die Zeit bis zur Ankunft des zugesagten Rosses, wie man sich wohl denken kann, mit einem regen Gedankenaustausch über den zu ihrem Glück wie durch ein Wunder ihnen zugeführten Helfer aus. Bernhard's freilich nur in ihren allgemeinen Umrissen dem Spielmann bekannten Schicksale, wurden, in's Fabelhafte ausgeschmückt, von diesem zum Besten gegeben und trugen nicht wenig zur Verstärkung des günstigen Eindrucks bei, den sein menschenfreundliches und offnes Wesen auf Alle hervorgebracht hatte. Mitten in dieser traulichen Unterhaltung zog an dem kaum aufgehellten Himmel der unseligen Wandergenossenschaft schon wieder eine düstre Wolke herauf. Durch ein starkes, rauhes Hundegebell aufgeschreckt, bemerkten die friedlich im Rasen Hingelagerten, daß wiederum einige der Hofknechte, von einer mächtigen Dogge begleitet, auf sie zukamen. Auf Schlimmes gefaßt, machten sie Anstalten, sich gegen das Ge-

büsch zurückzuziehen; die Knechte riefen ihnen aber nach, doch dazubleiben und unverweilt, bei Strafe weiterer Pfändung, den Wagen von der Wiese die Landstraße hinauf zu schaffen. Die Männer weigerten dies, da ihnen hierzu die Kräfte fehlten, und so Unbilliges nur zum Hohn verlangt werden konnte. In ihrer gerechten Erbitterung wurden sie wieder überlaut; dem kaum beruhigten Rosselenker stellte sich der schmerzliche Verlust seines Rappens, dessen Arbeit er nun gar noch übernehmen sollte, auf's Neue in seinem ganzen Umfange dar. Von heftigen Worten, kam es bald zu gegenseitigem Schmähen, Zerren und Stoßen. Der kräftige Rosselenker und der nicht ungewandte „Tenor" hatten die schwere Aufgabe, den Anprall des Feindes allein auszuhalten. Die beiden älteren Kunstrivalen, der Cantor und der Spielmann, hatten sich hinter dem Wagen eine gesicherte Position ausgesucht, von welcher sie das Kriegsgeschrei ertönen ließen. Itschele, der Fistelsänger, unterstützte aus einem Hinterhalte die kämpfenden beiden Helden durch einen gelegentlichen Wurf mit kleinen Feldsteinen; während Abieser und die beiden Jünglinge, zitternd vor Aufregung, aber unfähig, an diesem rohen Streite theilzunehmen, sich eine kleine Strecke abwärts von den Ringenden befanden. — Als nun von dieser Seite wieder ein Stein aufflog, der, ohne zu verletzen, einen der Knechte streifte, trat dieser rasch zurück und hetzte mit einem lauten Hussa! Hussa! die bisher nur durch fürchterliches Gebell an dem Tumult sich betheiligende Dogge auf jene Gruppe los. Starr vor Entsetzen und wie an den Boden festgenagelt, sieht Abieser das Thier mit mächtigem Sprunge andringen, schnaubend sich aufrichten und im Nu mit seinen fletschenden Zähnen den schwankenden Angelo am Wamse fest unter dem Halse erfassen. — Ein gellender Aufschrei dringt markerschütternd in sein Ohr — da, in demselben Augenblick, leuchtet es blitzartig auf am

Saum des Gebüsches — ein Schuß dröhnt durch die Luft, und ein dichter Pulverdampf entzieht ihm, wie hinter einen undurchdringlichen Schleier, den Anblick des Gräßlichen, das sich vor seinen Augen vollzog. Ein Moment der tiefsten Stille folgte, so daß das verhallende Echo des Schusses bis zu seinen leisesten Schwingungen tief aus dem Walde vernehmbar blieb; dann wurde ein kurzes, winselndes Geheul des verendenden Thieres laut, das von einer Kugel in den Kopf getroffen in seinem Blute lag. Als kaum der Rauch sich verzogen hatte, und Abieser, wie aus einem Starrkrampf erwachend, die Gegenstände um sich her wieder unterscheiden konnte, da sah er, wie eine jugendliche Männergestalt, durch die Flinte in der Hand als der Urheber des Schusses leicht erkennbar, knieend um den am Boden liegenden Angelo beschäftigt war. Abieser und die Uebrigen eilten hinzu, und nach einer Weile schlug der Knabe die Augen auf, die träumerisch erst im Kreise der Umstehenden umherschweiften, dann auf den noch immer knieenden Schützen mit rührender Innigkeit sich hefteten, endlich aber sich wieder schlossen, als wollte die Seele noch einmal zurücktauchen in das Reich der Träume, um die sie umgaukelnden Bilder eines süßen Todesschlafes heraufzuholen. Alle athmeten auf, als sie nun die Gewißheit hatten, daß der Knabe unverletzt sei und daß die Wuth des so sicher und zur rechten Zeit getroffenen Thieres nichts als sein Kleid zerfetzt habe.

Der kühne Schütze, der sich bei näherer Betrachtung als ein Jüngling in der damals üblichen und allgemein kenntlichen Studententracht darstellte, schaute mit traurigem Sinnen auf das bleiche, von den langen Wimpern der geschlossenen Augenlider so wunderlieblich beschattete Gesicht hernieder und sprach halb für sich: „Wie konnte ich nur den unbesonnenen Muth haben, diesen Schuß zu wagen — mir schaudert, wenn

ich daran denke, daß das Entsetzlichste geschehen konnte! Aber wie sollte ich es ertragen, diese holde Kindesgestalt von der grauenhaften Bestie zerfleischt zu sehen! — — lieber den Tod von einer ehrlichen Weidmannskugel."

Die Männer bemerkten, daß die rohen Knechte sich nach der Katastrophe eilig entfernt hatten, das Opfer des Tages, die kostbare Dogge ihres Herrn, auf dem Wahlplatze todt zurücklassend. Nicht ohne Angst blickten die Reisenden dem ihnen sicher noch bevorstehenden Ungemach entgegen, und so warm und vielfältig ihr Dank für die rettende That des wackern Studenten zu Tage trat, so wünschten sie doch im Innersten, er hätte ihnen seine Hilfe in einer minder bedenklichen Weise entgegengebracht. Sie baten den Jüngling darum, doch zu ihrem Schutz und, wenn nöthig, zur Vertretung seiner That so lange bei ihnen zu verweilen, bis sie in Frieden diesen verhängnißvollen Rastplatz verlassen könnten. „Fürchtet Nichts ihr guten Leute," beruhigte sie der Student. „Wegen des englischen Ungethüms soll Euch kein Haar gekrümmt werden und wenn ich die Buße auch mit dem ganzen Reste meiner arg zusammengeschmolzenen Feriendukaten lösen sollte. Wird wohl aber nicht so arg werden. Freilich hat mir das klösterliche Rentamt nur die Erlaubniß zur Jagd auf Wasserwild und Schnepfen im Rimkauer Forst und im Oderwald drüben, nicht auf solche Landungeheuer ausgestellt. — Aber warum hält der Herr Landesälteste sein Gesinde nicht in beff'rer Zucht, daß sie armes, wehrloses Judenvolk auf off'ner Straße mit Hunden hetzen. Die Pest über die Halunken!" Eine edle Zornesröthe färbte die hohe, offne Stirne des Musensohnes, wie er seine blonden Locken unmuthig schüttelte und halb mitleidig, halb verwundert die um ihn versammelte Gesellschaft musterte. „Wo wollt Ihr hin, Ihr Leute, und woher des Landes ist der Knabe hier, der Euch Andern so ungleich geartet scheint?"

Als er hörte, daß Italien das Heimathsland desselben sei, brach er in einen herzigen Freudenruf aus. „Das trifft sich ja gar herrlich, daß es mir nun nach Jahren wieder vergönnt sein soll, hier die süßen Laute der Sprache, die mir aus den Tagen der Kindheit von den Lippen — ach, von Lippen, die sich längst geschlossen, — noch in der Seele wiederklingen, aus so lieblichem Munde zu hören und selbst zu sprechen, — wenn ich es noch vermag! O wie liebe ich diese Sprache mit ihrem berauschenden Zauberklang, auf welchem die Gedanken sich melodisch wiegen — o daß ich ihn wecken könnte, diesen Zauberklang!“ Er beugte sich nieder und berührte mit einem flüchtigen Hauche der Lippen den lächelnden Mund des rührend schönen Schläfers. Angelo schlug die Augen auf; der kurze Schlummer, in welchen Angst und Erschöpfung ihn versetzt hatte, schien alle seine Kräfte wieder hergestellt zu haben. Er sprang auf, und als ob ihm Alles bekannt wäre, was seit jenem schrecklichen Augenblicke sich zugetragen, reichte er seinem Retter die Hand, warf einen schaudernden Blick auf das abseit in seinem Blute daliegende Thier und stürzte sich dann mit stummer Erregung an das Herz des väterlichen Freundes. Raphael war sonderbar erschüttert und wie aufgelöst in Schmerz schon die ganze Zeit. Die Andern waren mehr in eine stumme, fast apathische Resignation versenkt, als hätten sie eben kein andres Loos zu erwarten. In ihren stumpfen Mienen, in den frühzeitigen Furchen ihrer leidgewohnten Züge, spiegelte sich der alte Schmerzensruf der Verzweiflung und — des Trostes wieder, der aus der Nacht des grauesten Mittelalters bis in das Mittagslicht des Jahrhunderts der Aufklärung von Mund zu Munde sich vererbt hatte: Wir sind im Goluß (Exil). Sie waren Alle, jung und alt, schon zu vertraut mit „der Zeiten Spott und Geißel, der Mächtigen Druck und des Stolzen Mißhandlungen,“

als daß selbst ein so schmachvolles Erlebniß, wie es sie hier betroffen, den Wermuthsbecher ihres Grolles in Wallung oder gar zum Ueberlaufen gebracht hätte!

Trotz des verheißenen Schutzes des vornehmen Musensohns hielten sie sich darum auf noch Schlimmeres gefaßt, als sie die Knechte alsbald mit zwei berittenen Landdragonern herankommen sahen, welche damals die ländliche Sicherheits- und Ordnungspolizei handhabten. Heute patrouillirten sie eben die benachbarten Feldmarken ab, um auf Befehl der Kriegs- und Domänenkammer nachzusehen, ob die Bauern das neumodische Knollengewächs, die Kartoffel, vorschriftsmäßig angebaut hatten, denn viele Jahre lang mußte der Anbau dieser vor Kurzem obrigkeitlich eingeführten Culturpflanze in Schlesien mit Waffengewalt betrieben werden.

Der Corporal stellte gleich ein inquisitorisches Verhör an, das die kleinsten Umstände des Vorfalls klarstellen sollte. Alle Papiere der Reisenden, auch die dem pflichttreuen Kriegsmann unlesbaren, weil in fremden Sprachen abgefaßten, wurden von allen Seiten beschaut und die Angaben ordnungsmäßig in die rothe Brieftasche eingetragen. Der Student wartete nicht erst, daß auch er befragt werde. „Ich bin Odo von Glaubitz, Studiosus an der Leopoldina zu Breslau; meine Mutter, die Freifrau von Glaubitz, wohnt auf Kobelnik drüben. Wir kommen dem Herrn Landesältesten für den Schaden auf, wenn er einen Ersatz verlangen sollte. Im Uebrigen haben die wüsten Knechte die härteste Strafe verdient.“ „Das wird sich Alles finden, junges Herrlein,“ sagte der Graubart auf dem Schimmel mit richterlicher Ruhe. „Sie werden mir aber Ihre Waffe da sogleich aushändigen — nur der Kriegsmann darf in dieser Zeit das Gewehr handhaben. Her damit, wenn ich bitten darf, gnädiger Junker!“ — Odo verfärbte sich wieder purpurn und machte eine hastige Bewe-

gung — aber eine leise Berührung seiner Hand und ein bittender Blick aus Angelo's feuchtverklärten Augen gab ihm die ruhige Fassung wieder. Er reichte die Flinte dem Dragoner und fragte den Corporal, was zunächst mit den Leuten hier geschehen werde. Unterdeß war auch der von Bernhard entsandte Bote mit einem tüchtigen Braunen angelangt.

„Ja, aber nach Breslau kann doch keiner von Euch, außer dem jungen Raphael, laut Signalement gebürtig aus Breslau, 16 Jahr alt, — he, Raphael, vortreten," kommandirte der Corporal und strich sich den grauen Knebelbart. — „Was nicht einheimische Breslauer sind, gleichviel, ob Christ oder Jud', kann binnen heut und nächsten acht Tagen nicht passiren. Hilft nichts —, habe strenge Ordre heut Morgen vom Kapitän aus Lissa bekommen — ohne Passirschein vom Kommandanten, darf kein Fremder im zweimeiligen Umkreis sich der Festung nähern.

Vergeblich remonstrirte Hirsch Nachtigall, indem er sein Engagement für den Festgottesdienst und das Einberufungsschreiben der Synagogenvorsteher vorwies; vergebens rief Schaul, indem er einen vergilbten Zettel emporhielt: „Wie heißt, Herr Corporal, ich bin doch ein Fixentrist und bezahl' doch jährlich drei Reichsthaler." —

„Hilft Alles nichts" — hies es. — „Wer nicht als einheimischer Breslauer sich legitimirt oder einen Passirschein hat, bleibt draußen. Na, und was jammert Ihr denn gar so sehr, Ihr könnt ja Euren Schabbes auch in Dyhrenfurt drüben abhalten, da hat es ja Juden, um die Oder vollzustopfen. — Nanu vorwärts marsch, angespannt, die ganze Bagage vorerst nach Dyhrenfurt; haben sich aber Alle sofort bei Ordnungsstrafe auf dem Schloßamt mit Vorzeigung derer Papiere zu melden, und er da — Mauschel — wegen seinem gepfändeten Pferde hat sich besonders zu Protocoll vernehmen

zu lassen!" — Damit gab er seinem Schimmel die Sporen und noch im Abreiten rief er zurück: „Herr Junker, Ihre Flinte wird der gnädigen Frau Mutter zugeschickt. — Gott befohlen." — Daß es so gnädig mit den gefürchteten Landdragonern verlaufen werde, hatten nicht alle Anwesenden zu hoffen gewagt. Denn die gesammte Künstlergesellschaft gehörte, nach dem Wortlaut der geltenden Verordnungen, in die Kategorie des „vagirenden, fremden Judengesindels", gegen deren Eindringen sehr strenge Vorschriften erlassen und häufig erneuert wurden. Aber auch hier war das Leben weniger schroff als der Buchstabe des Gesetzes und, sei es nun, daß der gute Corporal ein Auge zugedrückt, oder daß er sich auf ein gründliches, diplomatisches Studium der Documente weniger verstand, — genug, es wurde übersehen, daß der Hausirschein des Spielmanns nur für das Oberschlesische Departement lautete, daß Schimme's, des Tenors, Reisepaß schon seit einem halben Jahre nicht erneuert war, und daß Itschele, der Fistelsänger, im Grunde gar keinen Ausweis über seine vielversprechende Persönlichkeit und seine Abstammung von dem armen Melamed in Schwersenz besaß und nur als eine Transposition der Baß- in eine Discantstimme an der Stelle des abgängigen Bassisten mit durchgeschlüpft war. Trotz der entgangenen Aussicht, das in culinarischer Hinsicht sehr begünstigte und darum doppelt schöne Schabuoth-Fest an den wohlbesetzten Tafeln der Breslauer Vorsteher zuzubringen, erheiterte sich doch endlich die allgemeine Stimmung, als der Alp der Besorgniß vor weitern Fährlichkeiten vorläufig von ihrer Brust weggebannt, und der so lange festgefahrene Thespiskarren unter dem kräftigen Anziehen des stattlichen Braunen aus dem Marstall eines königlichen Pferdelieferanten wieder in Bewegung war. — Da die Sonne bereits hinter den hohen Wipfeln der die Landstraße beschattenden Pappelallee sich geneigt hatte,

wurde der Wagen der schützenden „Plaue" entkleidet. Schaul, auf einem hervorragenden Heubunde residirend, konnte nun endlich seine theure Fidel aus ihrem, ihm und ihr gleich lästigen Verstecke in der Nähe seines Brustkastens erlösen und auf seinem Schooße zärtlich wiegen. Als der Weg wieder in den Wald einlenkte, überkam ihn, wie ein Dieb in der Nacht, die Sehnsucht, die schlummernden Melodien seines, durch keinen Notenzwang eingeengten, eingebornen Genius zu wecken. Er begann mit einer freien Phantasie über das „Jeziw-Pisgam", eine in den Synagogen übliche Pfingstfestcantate von heitrem und doch tiefinnerlichem melodischen Reiz. Das Sängertrio nahm das Thema auf und Abieser hatte Gelegenheit sich zu überzeugen, daß das Metall der deutsch-polnischen Nachtigallenstimme schon eine reichliche Kupferlegierung verrieth, während Schimme, der Tenor in der That über einen weichen und kräftigen Brustton gebot, der auch in dem Heimathsland des Gesanges Bewunderung finden würde.

Unter den Klängen des wandernden Concerts waren indeß Odo und Angelo, hinter dem Zuge ein wenig zurückbleibend, auf dem schattigen Fußpfade am Waldessaum in traulichem Zwiegespräche dahingeschritten. — Es war das erste Mal, daß das fremde Kind diesseits der Alpen die heimischen Laute von einem andren Munde, als dem seines väterlichen Führers, vernahm; und waren Odo's Wendungen auch noch zuweilen unbeholfen und der in seinem Gedächtniß aufgespeicherte Schatz von Worten überhaupt viel zu arm, um seiner erhöhten Stimmung den richtigen Ausdruck zu geben, so übte der neckische Kampf der lebhaften Gedanken mit dem spröden Sprachstoffe einen um so frischeren Reiz auf beide Theile aus, dem sie sich dann auch mit der ganzen glücklichen Unbefangenheit der Jugend überließen. Angelo erzählte von dem einsamen Garten hinter dem säulengetragenen, halbver-

ödeten Hause in Sabbioneta, von der schon halbverblichenen Pracht der oft besuchten Meereskönigin Venedig, von der gefahrvollen Uebersteigung der noch schneebekränzten Alpenpässe und von all' den kleinen Mühsalen der Reise durch die deutschen Lande. Jedes seiner Worte fiel wie eine duftige Blüthe in Odo's Seele. Er wußte sich diesen unnennbaren Zauber weder durch das geheimnißvolle Band, welches sein Eingriff in das Schicksal dieses Kindes in einem Momente naher Lebensgefahr um sie beide geschlungen, noch durch das Anmuthende, Fremde und doch zugleich so hold Vertrauliche in Wesen und Erscheinung des Kindes genügend zu erklären. Es war noch ein Andres, ihnen beiden Unergreifliches, das sich in den wenigen Stunden ihres Zusammenseins wie ein unzerreißbares, goldnes Netz um ihre Herzen zu spinnen schien. Hätte Odo dem Drange dieser Sympathie folgen können, so wäre er dem zarten Wandervöglein, das, vom schönen Süden verschlagen, unter diesem rauhen nordischen Himmel sich ein neues Nest aufzusuchen ging — denn soviel nur hatte Angelo von dem Zwecke seiner Reise den begierig Fragenden mit scheuer Zurückhaltung wissen lassen — bis an's Ende der Welt gefolgt. Aber bald waren sie am Scheidewege, der zu Odo's mütterlichem Wohnsitze führte, angelangt.

Hier standen sie eine lange, inhaltsvolle Minute, Hand in Hand geschlungen, Aug' in Auge versenkt, sprachlos. Dann machte Angelo von dem unter seinem Wams verborgenen Halstuche eine kleine Agraffe los und mit edlem Anstande sie überreichend, sprach er, tiefbewegt und mit leise erröthender Schüchternheit: „Edler Signor, verdammen Sie meine Kühnheit nicht, wenn ich Sie bitte, dieses Andenken an unser für mich so bedeutungsvolles Zusammentreffen von mir anzunehmen. Ich besitze Nichts, was ich für würdiger hielte, in Ihren Händen zurückzubleiben, denn ich kann mich

keiner Zeit meines Lebens erinnern, wo ich diesen geschnittnen Stein, — den sie bei uns Cameo nennen — nicht besessen hätte, und darum ist er mir theuer als Gefährte frühester Kindheit. Ein gelehrter Abbate gab mir die Erklärung, daß das eingeschnittne Bild ein heidnisches Götterkind mit Namen Ercole vorstelle, wie es schon in der Wiege eine gefährliche Schlange erdrücke. Wenn Sie über meine Einfalt nicht lachen wollen, Signor, so will ich Ihnen gestehen, daß ich mir die Absicht des Künstlers stets anders gedeutet habe. Mir war das in holder Unschuld lächelnde, frischblühende Knäblein nur das Sinnbild unbewußter Jugend, und die kluge, in wirren Ringen ihren Leib zusammenrollende Schlange mit den geheimnißvollen Augen ein Bild unsres, in so räthselhaften Knoten verschlungenen Lebensschicksals.. Spielen wir doch Alle mit den dunklen Räthseln unsres Lebens, ahnungslos, ja lächelnd, wie das Kind mit der Schlange? Ein andres Mal starren wir bebend zurück vor dem sprühenden Basiliskenblick — und siehe da, die Schlange hat nur eine ihrer garstigen Häute abgeworfen und schaut freundlicher als zuvor. Das war ja wohl für mich solch ein Tag — und zumeist durch Dich, mein edler Freund: So nimm auch den Stein mit dieser Deutung und — denke an diesen Tag!"

Mit diesen Worten wandte sich Angelo dem noch harrenden Abieser zu. Odo stand wie verzaubert; bald blickte er auf die Gemme in seiner Hand, bald nach dem enteilenden Knaben, der wie ein Traumgesicht in rosiger Verklärung allmälig seinen Augen entschwand.

Auf dem matt dahinschleichenden Fuhrwerke, das nun auch die beiden Italiener aufnahm, war indessen der lustige Reigen verstummt. An Raphael war er überdies ohne jede erheiternde Wirkung vorübergegangen. Er vermochte die tiefe Traurigkeit, die sich räthselhafter steigerte, je näher er seinem

Ziele entgegenrückte, nicht zu verwinden. Der in wenigen Stunden so innig gewordene Verkehr Angelo's mit dem christlichen Jünglinge berührte ihn im Innersten auch mit widersprechenden, quälenden Gefühlen. Endlich löste ein reicher Thränenstrom die starre Rinde des drückenden Kummers, den die Anderen durch mitleidiges Schweigen ehrten.

So war man an denjenigen Punkt der großen Landstraße angelangt, wo sich ein Feldweg nach der alten Ueberfähre über den Strom abzweigte, auf dessen jenseitigem Ufer das kleine Städtchen Dyhrenfurt liegt. Hier trafen die Ankommenden zu ihrer frohen Ueberraschung den braven Bernhard, der von seinem Boten das, was nach seiner Entfernung sich zugetragen, ausführlich gehört hatte und nun an dieser Stelle die Ankunft des Fuhrwerks erwartete, um dem fremden Jünglinge seine Theilnahme zu bekunden. Auf seinem freundlichen Antlitze lagerte aber eine trübe Wolke und es entging dem Aufmerksamen nicht, daß er zuweilen mitleidsvolle Blicke auf den noch immer tieferschütterten Raphael richtete.

Als sie die Ueberfähre erreicht hatten, löste sich die allgemeine Spannung auf eine höchst schmerzliche Weise.

Schon von Weitem sahen die Genossen nämlich vor der, zur Ueberfahrt von bespannten Fuhrwerken und Thieren eingerichteten schwimmenden Brücke einen seltsamen Trauerzug halten. An der Spitze ein rundgewölbter, aber ziemlich niedriger Leichenwagen, ohne jegliche zierende Umhüllung des nackten, schwarzen Holzkastens, geführt von zwei schwarzbehangenen Pferden; hinter demselben ein ärmliches Gefolge von einem einzigen kleinen Landwägelchen und drei bis vier Personen. Sie wußten Alle, daß die damals schon zahlreiche Gemeinde Breslau's vielleicht schon seit der Zeit, wo Kaiser Karl IV., der Lützelburger, die schönen Grabsteine des Juden-

friedhofs dem Rath zur Ausbesserung der Stadtmauer schenkte, im Weichbilde der Stadt keine Ruhstätte für ihre Todten besitzen durfte, diese vielmehr gegen 15 Meilen weit bis nach Zülz in Oberschlesien und nach Krotoschin in Polen und damals noch nach dem drei Meilen entfernten Dyhrenfurt zur Einsenkung in die Muttererde verschickt werden mußten. Bernhards sprechende Blicke verriethen nur zu deutlich, wer hier zum „ewigen Hause" geleitet wurde. Der grausame Todesengel hatte dem guten Sopher nicht mehr die Frist gegönnt, seinen einzigen Sohn, geschmückt mit der Ehrenkrone erprobter Gelehrsamkeit, bei der Wiederkehr von den hohen Schulen an das Herz zu drücken. Seine letzten Athemzüge hatte er unter dem stillen Schluchzen des vereinsamten Weibes verhaucht, dessen Jammerlaute nun durch die stille Abendluft herüberdrangen. — Welch ein Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn, hier unter Gottes freiem Himmel, am rauschenden Strom, an der düsteren Bahre des Vaters, dessen Sehnsucht dem Kinde über Berge und Flüsse entgegengeeilt und um eine kurze Spanne Zeit es doch nicht erreicht hatte! — In innigem Mitgefühl folgten nun die Reisegenossen dem Trauergeleite durch die einzige Straße des winzigen Städtchens, aus deren Häusern hie und da ein Glaubensgenosse sich noch dem Zuge anschloß, bis zu dem am Abhange des sogenannten Weinberges gelegenen Friedhofe am Ende des großen Schloßparkes. Es war ein stiller, nicht unfreundlicher Platz. Durch die Wipfel uralter Buchen rauschte der abendliche Wind in die einsamen Klagen der Wittwe und der Waise einstimmend. Die Einsenkung war bald vollbracht, und nach den üblichen Ceremonien und dem ersten, das Mutterherz ach wie tief aufwühlenden Kaddischgebete des Sohnes am offenen Grabe, pflückte Jeder der Anwesenden eine Handvoll Gräser und warf sie rückwärts über's Haupt gegen den frischen, nackten Erdhügel, den fürder keine Menschenhand

mit Blumen oder Kränzen, und nur allein die allliebende Natur an jedem kommenden Lenze mit einigen wilden aber freundlichen Blüthen aus ihrem reichen Füllhorn schmücken sollte! — Die Sonne war im Niedergang; das Abendroth streute seinen feurigen Schimmer wie glühendes Gold umher zwischen die Aeste der alten Riesenbäume des Parks und in die Fluthen des Schloßgrabens, welche zwischen hohem Schilfe mit traulichem Murmeln dahinrauschten, als wollten sie den wunden Herzen den ersten beschwichtigenden Trost zuflüstern. Stillweinend gingen Mutter und Sohn in das Städtchen, um sofort in einem ihnen freundlich angebotenen Hause die übliche siebentägige Trauer, durch Niedersetzen auf den Fußboden und Einnahme des Trauermahls, anzutreten. — Der Monatsvorsteher der Breslauer „heiligen Beerdigungsgenossenschaft", welcher, seiner Pflicht gemäß, den Conduct nach Dyhrenfurt und die ceremoniellen Anordnungen, freilich ein wenig zu laut und herrisch für die stille Feierlichkeit einer solchen Stunde, auf dem Friedhofe geleitet hatte, gab den Trauernden die Weisung, daß sie morgen, als am Rüsttage des Wochenfestes, nur noch eine Stunde nach dem Frühgebete die „Schiwwe" fortzusetzen haben, weil der Feiertag „die Trauer über sich nehme". Alsdann könnten sie mit ihm in seinem Wägelchen die Heimreise antreten. Dem Leichenführer, der mit dem düstern Holzkasten an der Pforte des „ewigen Hauses" harrte und, seltsamer Anblick, die schwarzbehangenen Gäule mit einem Bündel Heu und Wasser atzte, rief er zu: „Du, Koppele, Du wirst dich stantepé auf die Beine machen. Die Nacht ist schön und der Mond kommt dann herauf. Sieh aber zu, daß Du bei guter Zeit zu Hause bist." Eine größere Gruppe von Dyhrenfurtern trat alsdann, gefolgt von einem Mann in einer nicht ungefälligen, fremdländischen Tracht, um welchen sich vornehmlich eine Schaar neugieriger Knaben gesammelt hatte,

an Abraham Getschel, so hieß der Breslauer Monatsvorsteher, heran, um sich im Interesse jenes Fremdlings zu erkundigen, ob denn in der That, wie sie gehört hätten, der Eintritt in die Festung so streng untersogt sei. Der Fremde sei heut Mittag von der polnischen Seite eingetroffen und wünsche dringend eine Gelegenheit, um nach Breslau eingeführt zu werden. Es ist ein großer „Zaddik" (Heiliger), hieß es allgemein, ein „Lamdan" (Gelehrter), der die Landessprache nicht kenne und mit dem Ortslehrer sich nur in hebräischer Sprache verständigt habe. Sein Name ist Jacob Meldola, und er sei aus Sapheb im heiligen Lande. — Abraham Getschel musterte die Erscheinung des Fremden. Es war ein hochgewachsener Mann von stattlichem Ansehen, in der bekannten orientalischen Judentracht, einem enganliegenden kurzen, blauen Obergewand, mit einem, die weiten Beinkleider zusammenhaltenden, farbigen Leibgurt und einem turbanähnlichen Bunde auf dem kurzgeschorenen Haupte. Das Gesicht zeigte feine, aber lauernde Züge, von einem vollen, schon etwas ins Graue spielenden Barte ringsum beschattet. Abraham Getschel war weit entfernt, sich von dem vielversprechenden Aeußern des mit auf die Brust gelegten Händen zum Gruße sich verneigenden Mannes, auch nur im Mindesten imponiren zu lassen. Als ein vielerfahrener, ja hartgesottener „Gabbe" (Armenpfleger) der es schon dreißig Jahre lang Tag für Tag mit zahllosen fremden und einheimischen Hilfesuchenden zu thun gehabt, war er von vornherein gegen Jeden, der mit einem Anliegen kam, mißtrauisch, am meisten aber gegen die sogenannten „Jeruschalmi's", welche sich nur zu oft in ihrem komödiantischen Aufzug als verschmitzte, polnische Vagabunden entpuppten, deren Fuß nie den Staub des heiligen Bodens betreten hatte, mit welchem sie buchstäblich einen einträglichen Handel trieben, indem sie kleine Säckchen mit angeblich palästinischer Erde den

frommen Gläubigen als geweihte Ruhekissen für die letzte Schlummerstätte im Grabe um schweres Geld verkauften.

Wegen seiner kargen Verwendung der öffentlichen Gelder hatten die Bettler und „Gäste“ unserem Vorsteher den Spitznamen „Abram Kamzan“ beigelegt und brachten ihn bei ihrer Zunft derart in Verruf, daß ein Pole, dem er wegen seiner Unersättlichkeit und Zudringlichkeit sein wenig schickliches Benehmen verwies, einmal die Frechheit hatte, ihm zu antworten: „Nun, wenn Ihr es besser wißt als ich, wie man sich beim Schnorren aufführen muß, so könnt Ihr ja selber — schnorren geh'n.“ Der brave Armenpfleger ließ sich das aber gar nicht anfechten, sondern verwaltete sein Amt, trotz seines vorgerückten Alters, unverdrossen, fuhr, wenn ihn die Reihe traf, mit den Leichenzügen bei Sturm und Wetter nach Dyhrenfurt hinunter, nachdem er vielleicht die ganze Nacht vorher die letzten Augenblicke des Sterbenden mit Gebeten und Trostspenden erleichtert hatte.

Er sah sich nun den „Jeruschalmi“ von Kopf bis zu den Füßen an und murmelte dann in sein kleines zweispitziges Bärtchen: „S'ist doch nur ein Schnorrer! — Was hat er denn in Breslau zu suchen — er soll hier bleiben, ich werd' ihm hier seine Abfertigung geben. Wir brauchen keine Jeruschalmi's — und was sagt Ihr, er kennt kein Teutsch? Wenn ich da sagen werde, ich geb' ihm ein Marie-Theresienthaler, sollt Ihr sogleich sehen, wie gut er mich versteht.“ — Damit machte er Miene, in die Tasche zu greifen und gleich die Ausgabe zu notiren. „Also wie heißt er: Jankew Mendeles?“ — „Jacob Meldola,“ verbesserte der Schulmeister, der den Dollmetsch machte, da Abraham Getschel sich auf Hebräisch sprechen gar nicht einlassen wollte. „Nu, Meldole oder Mendele, das ist gehupft wie gesprungen,“ rief Abraham mürrisch. „Haben alles großklingende Namen und sind doch nur abgefeimte Schnorrer.“ Der Orientale verharrte in un-

beweglicher Gravität: lehnte aber das Geld mit entschiedener Kopfbewegung ab. — Die Scene erregte bei den Umstehenden eine getheilte Empfindung. Der große Haufe zweifelte nicht an der unverfälschten Heiligkeit des Palästinensers und staunte über seine Geläufigkeit im Hebräischen, das er mit der im Orient üblichen sephardischen Accentuirung sprach. Im Stillen verurtheilten sie auch die Härte des alten „Kamzan". Dieser blieb aber dabei, daß gar nicht daran zu denken sei, in diesen Tagen nach Breslau einzudringen, und um sich dem Fremden und den Dyhrenfurter Honoratioren gegenüber nicht als einen Ignoranten zu stempeln, fügte er in seiner Weise als spärlichen Beitrag zu der hebräischen Conversation einen bezüglichen Bibelvers in der Ursprache hinzu: „Und Jericho war verschlossen und verriegelt vor den Kindern Israel, Niemand konnte aus noch ein." Auch einige unsrer Reisebekannten standen im Kreise. Bernhard war vielleicht der Einzige, der, er wußte nicht recht warum, dem alten, gewitzigten „Armengabbe" Recht gab. Es störte ihn irgend Etwas, was er nicht ergründen konnte, unangenehm in dem Gesicht des steifen Orientalen. War es der lauernde Blick oder die verächtliche Miene, mit welcher derselbe auf die Umgebung schaute, oder war es der gurgelnde Ton der fremdsprachlichen Rede, der ihm schon einmal, aber er wußte augenblicklich nicht wann und wo, so unleidlich aufgefallen war, genug, er spürte keine Neigung sich für den Mann weiter zu interessiren und ihn in seinem Anliegen zu unterstützen.

Unbefriedigt zerstreute sich der Haufe. — Abieser und Angelo hatten schon früher eine ihnen von Bernhard empfohlene Herberge aufgesucht. Eine Stunde später schaffte Koppele, der Leichenführer, seinen Holzkasten, der für ihn am vordern Ende einen ziemlich unbequemen, nur mit dem Habersack gepolsterten Sitz darbot, über die fliegende Brücke, um die Heimfahrt anzutreten.

4

Die Nacht war hereingebrochen. Am tiefblauen Himmel trat die schmale Mondsichel heraus und verbreitete ein mattes Dämmerlicht über die Erde. Es war ein recht unheimlicher Anblick, wie im tiefen Schweigen der Nacht die gespenstischen Schatten der überhängenden Weiden, welche die beiden Seiten des verödeten Feldpfades begrenzten, um den langsam dahinrollenden Todtenwagen mit den vermummten, traurigen Rossen auf und nieder huschten. Der Lenker des Fahrzeugs, dieser neue Charon, der schon so viele Jahre die Abgeschiedenen über die Furt zum ewigen Jenseits hinübergeschafft hatte, war gegen jede Furcht gefeit. Wie oft hatte er „mit dem Grau'n zu Nacht gespeist", wenn er, hungrig wie heute, den Heimweg antrat und sein karges Mahl unter der Fahrt verzehrte. Nun trällert er gar ein heiteres Schelmenliedchen, wie es die „Marschälke" auf den Hochzeiten singen; denn das ist die Lichtseite in Koppele's Beruf, daß er auch bei fröhlichen Festgelagen als Gemeindekellner oder „Server" fungirte, und mit dem Wahlspruch: „Lustig gelebt und selig gestorben", in Freud und Leid sich als ein guter Geselle bewährt. Aber, wenn er auch das „Gruseln" nicht gelernt hatte, so war er doch mit uns in dem Aberglauben groß gewachsen, der in der Nähe von Allem, was mit dem düsteren Todtentanze, mit Sterben und Begraben zu thun hat, in üppigster Blüthe in die Höhe wuchert. So hätte Koppele sonst um Alles in der Welt sich nicht bewegen lassen, mit dem leeren Leichenwagen denselben Rückweg einzuschlagen, auf welchem der Todte zur Ruhestätte hinausgefahren wurde. Das war streng verpönt; und wenn es nicht immer thunlich war, auf der rechten Oderseite direct nach Breslau zurückzufahren, so fuhr er lieber um die ganze Stadt herum, damit er, statt durch das westliche „Nickelsthor" wo der Conduct hinausgezogen war, durch eines der andern Festungsthore im Süden oder Osten in die Stadt hineinzugelangen. Aber

Noth kennt kennt kein Gebot, auch nicht das des Aberglaubens. Heute mußte er dennoch bei Sankt Nicolai wieder hinein, weil der Passirschein der Commandantur streng also lautete. Die Süd- und Ostseite der Festung, die in der Richtung der feindlichen Vorhut lagen, waren in der That wie ein zweites Jericho abgesperrt, und der Controle wegen durften die Leichenbegleiter, deren Zahl beim Hinausfahren amtlich festgestellt wurde, diesesmal kein anderes Thor, als gerade das westliche passiren. Koppele empfand nicht geringe Scrupel hierüber, denn er glaubte steif und fest, daß es wider Gotteswort sei, mit dem leeren Leichenwagen durch's „Nickelsthor" einzufahren, und daß diese, wenn auch erzwungene „Versündigung" sich schwer an ihm und der ganzen Gemeinde heimzahlen werde. —

Im Vorgefühle dieses Strafgerichts fuhr er urplötzlich aufgeschreckt zusammen, als aus dem Schatten einer tief niederhängenden Weidenkrone eine lange Gestalt, vom bleichen Mondlicht in einen seltsamen Farbenschimmer getaucht, mit langsam abgemessenen Schritten auf ihn zukam. Auch die Pferde hielten stockend an, und der Führer war einen Augenblick ungewiß, ob er die Peitsche antreibend schwingen, oder der unerwarteten Erscheinung weitere Aufmerksamkeit schenken sollte. Seine gewohnte Furchtlosigkeit behielt indessen die Oberhand, und so erkannte er denn bald, daß der nächtliche Wandrer, der hart an den Wagensitz herantrat, kein Anderer war, als der fromme und heilige Jeruschalmi, den einige Dyhrenfurter ihm heute mit ehrfurchtsvoller Scheu von ferne gezeigt hatten. Er fragte bescheiden, wohin jener seinen Weg allein in später Nacht noch nehme? Der Heilige, der nun das Jüdischdeutsch unseres Koppele ganz vortrefflich verstand, und sich sogar leidlich darin auszudrücken wußte, berichtete ihm, daß er direct auf Breslau zuschreite, weil er in wichtigen

Dingen morgen in erster Frühe mit dem dortigen Oberrabbi zu verhandeln habe und keine Fahrgelegenheit mehr habe erlangen können. Da er des Weges unkundig sei, so freue es ihn, in Gesellschaft des Wagenführers bleiben zu können. Gesprächsweise versicherte er diesen auch, daß er im Besitze eines Passirscheines sei, den der Rabbi für ihn vom Commandanten ausgewirkt habe. „Ihr werdet aber müde werden", meinte Koppele, „denn der Weg ist weit und beschwerlich. Wenn Ihr Euch nicht scheut, einen solchen Wagen zu besteigen, verehrter Rabbi, so will ich Euch hier neben mir ein Plätzchen einräumen". Der Fremde nahm das freundliche Anerbieten an und saß bald an Koppele's Seite, der nun wieder behaglich seine Pfeife schmauchte. Während der schlaue Jerusalemite, der, wie wir sehen, um jeden Preis nach Breslau verlangte, mit sich noch nicht im Reinen war, wie er es anfangen sollte, um sich bei der strengen Bewachung in die Stadt einzuschleichen, spielte ihm der Verlauf seiner traulichen Zwiesprache mit dem einfältigen Leichenführer bald ein zwar seltsames, aber doch unter diesen Umständen ganz vortreffliches und gefahrloses Mittel hierzu in die Hände. Koppele konnte nämlich nicht umhin, gegen den hochgelehrten Rabbi vom heiligen Lande sein bedrängtes Herz wegen der „sündlichen" Rückfahrt durch das westliche Thor auszuschütten und für seine Seelenruhe um eine fromme Buße zu bitten. — „Ihr, mein Freund", beruhigte ihn der schlaue Fremdling, „dürft Euch keine Buße auferlegen, denn Ihr seid zur Sünde gezwungen, und wie der Talmud sagt: Das Gesetz des Königs ist Gesetz. Aber die Folgen der Versündigung können doch immerhin Schuldige und Unschuldige treffen. Doch zeigt mir die heilige Kabbala einen gottgefälligen Weg, das Unheil gewiß gänzlich abzuwenden. „Wär' es möglich", rief Koppele freudig überrascht, „es gäbe einen solchen Weg? Gewiß wollt Ihr, hei-

liger Mann, durch ein Wunder uns eins der anderen Thore öffnen, daß wir unsichtbar einziehen können!" — „Das sei ferne, daß wir des Königs Verbot mit Hinterlist übertreten", erwiderte Meldola salbungsvoll, „zu solch einem Wunder würde ich die heilige Kabbala nicht entweihen. Nein, das Mittel, welches ich Euch biete, ist ein ganz erlaubtes und schon durch das Beispiel hocherlauchter Weisen und Lehrer in Israel bewährt. Hört mich an! Die heilige Satzung verlangt, daß die leere Tragbahre nicht ganz desselben Weges vom Friedhofe zurückkehren solle, auf welchem der Abgeschiedene hinausgeleitet wurde. Merket Ihr wohl, die leere Tragbahre! Wenn sie nun aber nicht leer ist, wenn ein menschlicher Körper, sei es ein lebender oder todter, darin liegt, dann ist der Bann gebrochen; dann fliehen die unholden Schedim und Engel der Zerstörung, die auf dem Wege des Leichenzuges verderbenbringend auf die Rückkehr des Trauergefolges lauern". — „Also meint Ihr" —, rief Koppele in höchster Spannung und verlor fast die Pfeife aus dem offen starrenden Munde. — „Ja, ich meine, daß wenn sich einer von uns Zweien in die Bahre hineinlegt, sobald wir durch das Thor einfahren, so ist die Sünde gehoben. Auch bin ich bereit, der heiligen Gemeinde Breslau diesen frommen Dienst zu leisten". — „Und dies gestattet die heilige Gemarah?" frug Koppele wie zweifelnd, „darf ein Lebender die Mittah, dies geweihte Lager der zu bestattenden Todten besteigen?" — „Wenn Ihr im Talmud bewandert wäret, so hättet Ihr gelesen, mein guter Freund, daß einstens, als der ruchlose Kaiser Titus die hochheilige Stadt Jerusalem umzingelt und belagert hielt, und kein lebender Mensch von dem Befehlshaber der Festung, aus Furcht vor Verrath, aus dem Innern der Stadt entlassen wurde, der weise Rabbi Jochanan ben Saccai, um mit dem Belagerer zur Erhaltung des heiligen Tempels zu unterhandeln, sich

als einen Todten in der Bahre von seinen Schülern hinaustragen ließ. Nun, was der große Rabbi Jochanan, dessen Andenken gesegnet sei, gethan, wollet Ihr für eine Sünde erachten?" — Koppele zweifelte nun nicht länger und bewunderte im Stillen die Unerschöpflichkeit der Heilsmittel, die einem solchen Zaddik zu Gebote standen. Um die Lippen des Andern spielte im fahlen Mondesglanz ein triumphirendes Lächeln. Still fuhren sie nun durch die Nacht dahin auf dem einsamen Wege, durch schlafende Weiler, über Gräben und holprige Dämme ohne Zahl. Im ersten Morgengrauen hielten sie an der „Hahnenkrähe", dem alten Wahrzeichen des Breslauer Weichbildes. Die Wälle der im weiten Halbkreise mit ihren zahlreichen, hochragenden Thürmen sich ausdehnenden Stadt lagen im tiefsten Frieden, eingehüllt in flatternde Nebelmäntel, die der rauhe Nachtwind peitschte. Der Wagen hielt an dem Rande des Seitengrabens, wo ein Prellstein stand; von diesem schwang sich Meldola in die, auf Rollen in den Wagenkasten eingeschobene Bahre, die, bis sie an das Stadtthor gelangten, am untern Ende ein wenig offen gelassen wurde, um dem lebendig Eingesargten nicht für zu lange Zeit die Luft zu entziehen. Endlich waren sie über die Außenwerke zu dem geschlossenen, hochgewölbten Festungsthor gelangt. Der Wachtposten zog die Glocke. Die Angeln der schweren, eisenbeschlagenen Pforte knarrten, mit einer Laterne kam der Thorschreiber im Nachtpelz aus dem Innern der Wachtstube heraus. „Schönen guten Morgen, Herr Rüpelein", rief Koppele von seinem Sitze ihm zu, „s'ist grimmig kalt die Nacht. Den Passirschein hat der Herr Vorsteher behalten, der morgen früh zurückkommt". — „Schon gut, Koppele, hier ist der Thorzettel, aber daß er mir nicht etwa hinter der Mauer bei den drei Thürmen 'rumfährt. Da werden ihm die scharfen Posten den alten Rumpelkasten mit Pfeffer-

nüssen bestreuen; nur immer gerade aus, die Reusche Gasse herunter"! — Und weiter gings im grauen Dämmerlicht des anbrechenden Morgens über das holprige Pflaster. An der „Reuschen Ohlbrücke" wurde wieder gehalten und am kleinen Wächterhäuschen der Thorzettel abgegeben. Hier erst lenkte der Wagen in eine einsame, noch ganz in Dunkel gehüllte, enge Nebengasse ein, um über die „Siebenradebrücke" auf den „Judenplatz" zu gelangen. — Im Innern des ehemals Bouquoi'schen Palastes, eines stattlichen Hauses mit hohen, rundbogigen Fenstern, welches im Volksmund der Pokoihof hieß, befanden sich Schuppen und Stallung für das Leichenfuhrwerk. In dem anstoßenden, engen und schmutzigen Gehöfte „zum Wassermann" erwartete den mühseligen Führer seine ärmliche Wohnung. Halb erstickt und wund gerieben von den Stößen des engen Kastens auf dem schon damals wegen seiner vulkanischen Formationen sprichtwörtlich gewordenen Breslau'schen Straßenpflaster erstand Meldola endlich im tiefsten Dunkel des Schuppens aus seinem Grabe und wurde nach einigen tiefen Athemzügen von dem dankbar gerührten Fuhrmann vorläufig in seiner eigenen Heimstätte aufgenommen. Mit hellem Klang ertönte die fünfte Morgenstunde vom Rathsthurme herüber, dessen goldschimmernder Kuppelknopf im farbigen Zwielicht der ersten Sonnenstrahlen einen schönen Tag ankündigend erglänzte.

III.

Zwei Pfingsten.

„Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen" — ein liebliches Fest voll Sonnenglanz und Frühlingsluft auch für diejenigen, die nicht auf blumenbesäten Triften, sondern über

rauhes Gestein mühselig und beladen auf der Lebensbahn daherkeuchen.

Die jüdischen Feste tragen noch immer einen unverwüstlichen Zug von Naturpoesie in sich, der ihre Entstehung aus der Unmittelbarkeit eines freudigen Naturlebens unter den Palmen und Granatbäumen des Jordanthales kennzeichnet. Darum brachte der Israelit gar so gerne zu seinen Festen Etwas des süßen Hauchs von Feld und Wald in die dumpfe Enge seines Ghetto's: den frisch gebrochenen Tannenast, um seine Laubhütte einzudecken und zur Pfingstzeit duftige Maien und Schilfgräser, um die Wände seiner Tempel und seines Hauses zu zieren.

Da zieht sie eben hinein, die kleine Schaar muntrer, kecker Knaben, am frühen Morgen des Rüsttages zum Feste, ein „wandernder Wald" von frischen Eichenlaubästen und Kalmusstauden, die sie draußen an den Ufern des Mühlgrabens in dem herrlichen Waldpark erbeutet. Der reichlichste Theil wandert in die kleine Synagoge, welche sich die arme jüdische Colonie von Dyhrenfurt in dem großen herrschaftlichen Hause eingerichtet hat, in dem sich auch die weit berühmte jüdische Buchdruckerei befindet.

Den ganzen Tag herrscht eine ungewohnte, eine freudige Aufregung in der kleinen Gemeinde. Das Mißgeschick, welches unsre künstlerische Wandergesellschaft von dem ersehnten Hafen zurückgeschleudert, hat den guten Dyhrenfurtern, wie der Orkan dem armen Fischer, einen unerwartet kostbaren Fang in's Netz gejagt. Denn wann hätte sich die bescheidene Gemeinde den Luxus eines solchen Festtagvorbeters, wie er ihnen diesmal vom Zufall bescheert war, auch nur träumen lassen? Der große Hirsch Nachtigall machte keine Schwierigkeiten und versprach eine Leistung, von der noch „Kind und Kindeskind" dermaleinst erzählen sollen. — Und so geschah es auch. Wenn

der Meister mit seinen wunderbaren Kehllauten, die stellenweise mit ungeahnter Kunstfertigkeit sogar den fehlenden Baß zu ersetzen wußten, von irgend Jemand erreicht, ja sogar gewissermaßen in den Schatten gedrängt wurde, so geschah das allerdings von Schimme dem Tenor, der, wie das kunstgebildete Auditorium einmüthig resolvirte, in der That „lo komm“ — ein nie dagewesenes Phänomen war.

Am wenigsten erbaut von dieser Kunstproduction waren die Italiener, die von Hause aus an größere Einfachheit und Würde des sephardischen Gottesdienstes gewöhnt waren und an dem bunten Allerlei von alten ehrwürdigen Synagogengesängen und modernen Opernmelodien keinen Geschmack fanden. Die Zeit nach dem Gottesdienste wählte Abieser, um bei Frau Esther Katz, der Herrin der Dyhrenfurter Druckerwerkstatt das Handwerk zu begrüßen. Wir wissen, daß Abieser und sein Schützling zu den Jüngern Gutenbergs gehörten, welche jederzeit durch ein Band traulichen genossenschaftlichen Verkehrs durch aller Herren Länder unter einander verknüpft und sich meist dem Namen nach wenigstens gegenseitig bekannt waren. Unter den jüdischen Glaubensgenossen stand die edle Kunst seit den Tagen ihrer Entstehung in höchster Verehrung, und es ist gewiß ein Zeugniß der großen Culturfähigkeit des jüdischen Stammes, daß derselbe vom ersten Augenblick an seine geistigen und materiellen Kräfte jener großartigen Erfindung dienstbar machte und sich ohne Rückhalt und Zagen mit seinen heiligsten Schätzen dem Strome dieser neuen Geistesbewegung anvertraute. — Abieser Adelkind durfte mit Sicherheit erwarten, daß, wie überall unter gebildeten Juden, so besonders in dem Hause und der Werkstätte der Frau Katz sein Name keinen fremden Klang haben werde. War er ja doch ein Abkömmling von Baruch Adelkind, der aus Deutschland im sechszehnten Jahrhundert nach Holland und von da mit Daniel

Bomberg nach Italien gezogen war, wo er bei dem berühmten Gerson Menzlein in Soncino in Arbeit gestanden, und dessen Sohn Cornelio die in ihren Leistungen mit Venedig und Amsterdam in Wettstreit getretenen Pressen in dem kleinen Städtchen Sabbioneta viele Jahre geleitet hatte. Hier hatte sich in der Familie der Abelkind von Vater auf Sohn die edle Kunst fortgeerbt, als deren Repräsentant unser Freund Abieser mit gerechtem Stolz und mit einem edlen Standesbewußtsein erfüllt war, das sich auf die Ueberlieferung von drei Jahrhunderten gründete.

Dieser alten Druckeraristokratie konnte sich Frau Esther Katz freilich nicht beizählen. Sie war erst das dritte Glied eines nur bescheidenen Geschlechts in der großen Genossenschaft der „heiligen Werkleute". — Es war ihr Großvater, Sabbathai Cohen Baß, mit dem Beinamen Striemer, den der Baron von Glaubitz, der Besitzer der Herrschaft und des Schlosses Dyhrenfurt, um das Städtchen in Flor zu bringen, vor etwa siebzig Jahren aus Prag herbeigezogen hatte, indem er ihm die Erlaubniß zur Anlegung einer hebräischen Buchdruckerei ertheilte. Sie selbst leitete nun schon im fünften Jahre die von ihrem Vater Joseph ererbte Officin seit dem Tode ihres Gatten Isachar Katz mit männlicher Umsicht und Sachkenntniß und nahm eine achtungswerthe Stellung ein, der auch ihre stattliche Persönlichkeit entsprach.

Frau Esther empfing in ihrer festlich geschmückten Wohnung die Gäste mit einem freundlichen „Gott'swillkommen!" Sie sprach ihr Bedauern über die widrigen Umstände aus, welche die Reisenden nöthigten, an einem so unbedeutenden Orte einen längern Aufenthalt zu nehmen. Mit edler Gastfreundschaft bot sie den Fremden eine Wohnung in ihrem geräumigen Hause an. — „Und das Ziel Eurer Reise?" fragte sie zuletzt. — „Liegt für uns selbst noch im Dunkel," erwiderte

Abiefer. „Vielleicht habt Ihr es schon gehört, daß ich diesen meinen jungen Schutzbefohlenen, dem hier Landessprache und Sitte fremd sind, nach Deutschland geleite, um seine Verwandten aufzusuchen. Er kennt sie nicht und weiß ihren Aufenthalt nicht genau. Aber nicht ganz unsichere Spuren weisen uns nach Prag, wo früher wenigstens Mehrere des Geschlechts heimisch waren.“ „Nach Prag —“ rief Frau Esther, „wo auch die Wiege meines Hauses stand?“ Und mit größerer Aufmerksamkeit wandte sie ihren festen Blick auf Angelo, der immer noch sinnend, weil von dem unverstandenen Gespräche nicht abgezogen, nur in sich selbst hineinzuschauen schien. „Welch ein anmuthvoller Knabe,“ fuhr sie fort, mit sichtlicher Rührung kämpfend, wohl in plötzlicher Erinnerung an ihr einziges, in der frühesten Lebensblüthe dahingewelktes Söhnchen, welches jetzt fast dasselbe Alter wie Angelo erreicht hätte, „und er kennt seine Nächsten nicht einmal, welch seltsames Geschick!“ Die Höflichkeit bemeisterte ihre natürliche Neugier nach weiteren Mittheilungen, und sie lenkte wieder auf allgemeinere Gegenstände ein. Abiefer bemerkte, daß dieser kleine Ort mit seiner reizenden Umgebung einen sehr freundlichen Eindruck auf ihn und seinen jungen Gefährten hervorgebracht habe, und daß er es nicht besser wünschen möge, als hier, zumal in unmittelbarer Berührung mit einer aufblühenden Druckerwerkstatt, längere Zeit zu weilen, wenn die drohenden Kriegsunruhen für längerer Dauer seiner Winterreise hinderlich werden sollten. — „Und wenn Ihr es wünschtet, so sollte es Euch an Arbeit bei uns nicht fehlen,“ fiel Frau Esther, doch nur wie scherzend ein; „das wäre ein hocherwünschter Aufschwung für mein Unternehmen, wenn seine Erzeugnisse sich mit den Namen eines Adelkind schmücken dürften!“ Abiefer verneigte sich für diese Artigkeit und meinte, daß ja auch die deutschen Druckwerke in gutem Ansehen ständen,

und er von den hiesigen insbesondere, wenn auch noch Weniges gesehen, so doch schon viel Löbliches gehört habe. — „Bis Ihr nach dem Feste unsrer Officin und Niederlage die Ehre Eures Besuchs erweiset, beliebet für heute diese Probe zu betrachten,“ erwiderte Frau Esther und reichte ihm einen mäßigen Quartband herüber, in welchem sie vor Empfang der Gäste selbst gelesen zu haben schien. Es war eine neue Druckausgabe des bis in dieses Jahrhundert noch weit verbreiteten Buches: „Zeena u reena“ oder „Teutsch-Chumesch“, eine hauptsächlich für Frauen bearbeitete jüdisch-deutsche Uebersetzung und Umschreibung der heiligen Schrift. Abieser betrachtete mit lächelndem Wohlgefallen die zahlreichen Holzschnitte, mit denen der Text dieses volksthümlichen Lesebuches verziert war, und machte zuletzt seinen jungen Begleiter auf das seltsame Druckerzeichen aufmerksam, welches die kleine Vignette des Titelblattes enthielt. Es stellte einen Reitersmann dar, der mit eingelegtem Speer einen Lindwurm ersticht, offenbar den heiligen Georg, den Schutzheiligen des Geschlechts der Grafen Dyhern, von denen die Herrschaft den Namen trägt. Dasselbe Bild prangte auch auf dem steinernen Wappenschild über einem halbverfallenen Kamin im Vorsaale, den sie durchschritten, und hatte schon dort Angelo's Aufmerksamkeit und sinnende Träumerei erweckt, als ob er diese Figur schon irgendwo einmal — vielleicht auch nur im Traume — gesehen hätte.

Als die Italiener von Frau Esther freundlich entlassen und, zur Wiederholung ihres Besuches nach dem Feste ermahnt, die Wohnung verlassen hatten, gestand Angelo, daß hier Alles ihn so freundlich anmuthe, wie nirgends auf der weiten Reise hierher, und daß er fast glaube, kein Heimweh zu empfinden, wenn das Geschick sie beide auch für längere Zeit hier zurückhalten sollte. Am Nachmittag schlossen sich die Fremdlinge dem Strome der Lustwandelnden an, welche in den herrlichen

Park hinauszogen, um sich des schönen Frühlingstages zu erfreuen. —

Angelo entfernte sich aber bald von seinem Begleiter, indem er sich immer tiefer in das Dickicht des in üppigster Fülle mit Nadel- und Laubgehölz bestandenen Parks in der Richtung eines unterirdischen Wasserlaufs zurückzog. Es war hoher Nachmittag; bald aber drangen auf die einsamen Wege zwischen den hochstämmigen, breitästigen Bäumen, die hie und da noch den jungfräulichen Urwaldcharakter an sich trugen, nur vereinzelte Sonnenstrahlen hernieder. Ein sanftes, grünes Dämmerlicht übergoß die Gegenstände ringsumher, das mit der hier herrschenden geisterhaften Stille zusammenstimmte, welche durch keinen störenden Laut aus der Menschenwelt unterbrochen wurde. — Angelo fühlte sich gar seltsam angeweht von dem unwiderstehlichen Zauber dieser Waldeinsamkeit, die dem Fluge seiner Gedanken keinen Zaum anlegte. Wie ist es doch so ganz anders hier, als unter den Pinien und Cypressen in dem sonnigen Garten hinter dem alten steinernen Hause in Sabbioneta; und wie kräftigend und nervenerfrischend ist dieser Geruch der harzreichen Rinden und der mit dem Moose am Boden abwechselnden Waldkräuter, gegen den betäubenden Jasmin- und Orangenduft an den Ufern des Gardasee's, wo Angelo noch im vorigen Sommer einige herrliche Tage verlebt hatte. Ja, wie ist das Alles so ganz verschieden und doch so süß vertraut und anlockend — wie ein Plätzchen an dem niegekannten und doch so innig ersehnten Mutterbusen! — Angelo schritt, fortgezogen von süßer Gewalt, immer weiter und weiter. Bald erklangen wieder in den dichten Zweigen die Stimmen unbekannter Singvögel. Durch die hohen Wipfel ging das leise Klagen des Windes, und aus dem unterirdischen Laufe drang das dumpfe Rauschen des Wassers an sein Ohr. An einer Biegung des versteckten

Waldweges, den Angelo eingeschlagen hatte, schoß das eingeschlossene Wasser endlich aus der unteren Oeffnung des Kanals schaumspritzend und mit lautem Getöse in einen tiefen, von niedrigem Gesträuch umränderten Graben. Noch eine Strecke verfolgte er den Strom bis zu einer kleinen, aus rohen Baumstämmen gezimmerte Brücke, unter welcher das wogende Gewässer in immer rascherem Andrange der Mühle zueilte, welche am Ende eines gewundenen Seitenpfades hinter dem Erlengebüsch hervortauchte. Schon klang durch das Brausen und Zischen des Bächleins der gleichmäßige Takt des arbeitenden Mühlwerks herüber: es war wie ein fremder Ton aus dem wirren Lärm des Menschendaseins, der in die Harmonie des reinen Naturlebens sich störend eindrängen wollte, aber noch war der ungebrochene Bann der Einsamkeit mächtig genug, um der Menschenseele, die sich hierher verirrt, bestrickend in's Ohr zu raunen: Bleibe hier, bleibe hier!

Und geradeso, als ob er solch flüsterndem Zurufe aus der Tiefe lauschte, während das Schaumspritzen der hüpfenden Wellen seine Wimpern benetzte, gerade so stand Angelo — wer sagt es, wie lange — über die Brüstung der kleinen Brücke gelehnt und schaute traumselig in die Fluth hinab. — Er wußte nicht, wie ihm geschah. Als hörte er aus einem Versteck sich bei einem Namen rufen, den er seit den frühesten Kindertagen vergessen, mußte er plötzlich um sich blicken. Dann zog es ihn von der Brücke nach dem gewundenen Pfad durch den Erlenbusch auf die Mühle zu. Und nun kehrte vollends der neckische Zauber wieder, der ihn heute Morgen schon vor dem steinernen Wappenschild beschlichen hatte. Er hätte schwören mögen, daß er dieses kleine Haus mit seinen, von feinem, grünen Moosgeflecht ganz schillernd überzogenen Mühlrädern, diese steinerne Bank unter den hohen Lindenbäumen und diesen thurmartigen Taubenschlag auf dem Vor-

platze — daß er dieses Alles auf einem Punkte so vereinigt schon einmal gesehen, ja daß er an einem solchen Orte, bei diesem einförmigen, betäubenden Lärm des Mühlwerks — er wußte nicht wann und nicht mit wem — gespielt, gelacht und geweint habe. Im nächsten Augenblicke aber war das Alles wieder wie eine vorüberhuschende Elfenerscheinung auf und davon, und Baum und Bach und Haus glotzten ihn wieder „mit der gemeinen Deutlichkeit“ alltäglicher Dinge an und waren ihm so fremd wie Alles, was er bisher auf dieser Reise gesehen.

Ein lautes Kichern und Rufen, wie von einer spielenden oder scherzenden Mädchenschaar, ganz in der Nähe, verscheuchte endlich die letzten träumerischen Nebelgebilde, die Angelo's Sinne noch immer umflatterten, gleich den bunten Farbenflecken, die man von der Netzhaut des Auges nicht wieder los wird, wenn man zu lange in die Purpurgluth der untergehenden Sonne geblickt hat. Als er sich der Stelle näherte, woher die Stimmen zu ihm gedrungen waren, fand er auf einem kleinen Wiesengrunde, seitlich des Mühlengehöftes, einige festlich gekleidete junge Mädchen, die sich mit Tanzen, Singen und Lachen ergötzten. Wie sie des Jünglings ansichtig wurden, zogen sie sich erröthend und plötzlich verstummend nach dem Mühlenvorplatz zurück, wo für sie auf einem Tischchen vor der steinernen Bank unter den Linden ein ländliches Vespermahl, Milch und Eierkuchen, bereitet war. — Mutter Rilke'n, die alte Parkmüllerin, eine rüstige und noch aus muntern Augen ungetrübt in die Welt schauende Greisin in ländlicher Tracht, war geschäftig, immer frisch aufzutragen und die geputzten Schönen zum Zugreifen zu ermuntern. Zwischen der Parkmühle und der kleinen Gemeinde bestand ein altes Rechtsverhältniß. Die Gemeinde war urkundlich verpflichtet, dem jedesmaligen Parkmüller einen Mahlzins von drei holländischen

Randducaten, zahlbar am Sonntag Estomihi und zwar auf der Mühle zu entrichten; wogegen der Mühle als „immerwährende Last“ die Verbindlichkeit auferlegt war, von Fasching bis zum jüdischen Osterfeste einen Mahlgang zum Vermahlen des Weizens für die ungesäuerten Passahbrote oder „Mazzoth“ zur ausschließlichen Verfügung der kleinen Gemeinde herzugeben. Alljährlich kamen nun die Vorsteher, nachdem sie den Zins erlegt, um die Mühle „abzunehmen“, d. h. nach den ritualen Vorschriften, durch Beschlagen des Mahlganges und der Kasten mit reiner Leinewand und Absonderung aller anderen Mahlgegenstände, für den geheiligten Gebrauch geeignet zu machen. Die einzelnen Familen brachten dann nach der Reihe ihren Weizen zum Vermahlen, was meist unter der Aufsicht des Familienhauptes selbst und unter der vergnüglichen Mitwirkung von Kind und Kegel erfolgte, da für die liebe Jugend besonders die Tage des Mahlens und des Backens der Osterkuchen in ihrem Festkalender nicht nur roth, sondern goldglänzend angezeichnet waren! So hatte sich denn durch mehrere Generationen schon zwischen der erblichen Parkmühle und der Judenschaft ein freundschaftliches Verhältniß gebildet, das unter Mutter Rilken's Regiment — sie lebte jetzt bei ihrem ältesten Sohne als Auszüglerin auf dem Altentheil — besonders herzliche Formen an sich trug. Sie kannte besonders den ganzen weiblichen Theil der Gemeinde, von den Großmüttern bis zu den jungen Enkelinnen, für die man schon nach „Partien“ ausschaute, eine Jegliche bei ihrem Namen und wußte Manches von ihren häuslichen Anliegenheiten so gut, als wenn sie in der „Gasse“ unter ihnen lebte.

Angelo fühlte eine Anwandlung schelmischer Neckerei, indem er auf die sichtlich durch seine Annäherung ganz verschüchterte Mädchengruppe zuging und mit einigen, in der letzten Zeit nothdürftig angelernten, noch stark italienisch ver-

setzten Redensarten, um die Erlaubniß bat, unter ihnen ein wenig auszuruhen. Es wurde noch ein Stuhl und ein Glas frischschäumender Milch von Mutter Rilke herbeigeholt, und während einige der verlegenen Mädchen sich kichernd in die Ohren zischelten und verstohlen nach dem schönen Jüngling blinzelten, mußten andere der Müllerin, so viel sie etwa wußten, von dem Fremden erzählen.

„Ja ja," nickte die Alte freundlich, „er ist also aus dem Lande Italia! Das ist wohl gar viele hundert Meilen weit von hier, da war ja auch meine gnädige Herrschaft, meine Philippa mit ihrem Herrn Gemahl kurz nachdem sie geheirathet hatten; ein oder zwei Jahre sind sie da umhergereist. Da ist ja wohl die große Stadt Rom, wo die Katholischen ihren Papst haben — ja ja; das mögen gar schmucke Leute dort sein, wenn sie alle so sauber ausschaun, wie das junge Herrchen hier. Aber die Sprache ist halt ein bissel neck'sch, und wenn man's noch so lang anhört, man lernt's doch nicht. Wie meine gnädige Herrschaft — die Philippa — Ihr wißt's ja — mit ihrem Herzliebsten, ich meine den spätern Herrn Gemahl, oft stundenlang in der Mühle hier zusammen war, da haben sie Euch allfort das Kauderwelsch geredt und unser Eines hat nicht ein Wort davon verstanden. — Nun der —, — der Herr Gemahl von meiner gnädigen Herrschaft — soll ja doch auch aus diesem Lande stammen, nämlich der alte Papa, der Herr Eli drüben aus der Druckerei, und wie sein Söhnchen, der kleine Joseph, als reizender Junge schon immer zu meiner Philippa in den Schloßgarten kam, du meine Zeit! es werden wohl schon vierzig Jahre oder mehr sein, da sah er accurat so propper aus, wie das junge Herrlein hier, nur freilich, er war dazumal noch ein wenig jünger und hatte ganz pechschwarze Locken. — Ja, ja — so wird man wieder einmal an die alten traurigen Zeiten erinnert. — Ei

du meine Güte — Hannele, — heut habt Ihr ja wohl Eure Pfingsten — na eben drum; ich wußte den ganzen Morgen nicht, warum mir's so trübselig um's Gemüthe ist; die liebe Sonne scheint doch so warm auf meinen grauen Scheitel und die Vöglein jubiliren so munter, daß einem das Herz lachen sollte — aber wenn der Tag kommt, ist's mir halt trübselig um's Gemüthe und ich kann's nicht ändern und wenn ich noch hundert Jahr leben sollte."

So hätte die treue Alte noch weiter fortgeplaudert, durch den Strom ihrer Erinnerungen schon weit abgezogen von dem fremden Jüngling, wenn nicht eine Unterbrechung durch das Erscheinen Abieser's eingetreten wäre, der in Begleitung eines gefälligen Mannes aus der Gemeinde, ein wenig besorgt nach Angelo's Verschwinden, den ausgedehnten Park nach ihm durchsucht hatte. Freudig überrascht, fand er ihn nun hier unter den Mädchen und ihm auf die Schulter klopfend, rief er mit heitrem Lachen: „Loses Kind! hier bist Du freilich an Deinem Platze." Angelo stimmte laut in das Lachen ein und bedauerte, daß es ihm so schwer würde, sich mit den Schönen zu verständigen. Die Ankömmlinge nahmen gleichfalls an dem Tische Platz um auszuruhen. Abieser's Begleiter war ein kleines, schmächtiges Männchen, Opticus Meyer genannt, eigentlich wohl nur ein Brillenhändler, der in der Umgegend mit seinen Sehwerkzeugen aller Art den größten Theil des Jahres hausirte und nur an den Festtagen nach Hause kehrte. Auch seine Tochter war unter den anwesenden Besucherinnen der Mühle.

„Na, Pinchen," fing die Müllerin wieder an, da ist ja auch Dein Vater, — nun, grüß Gott, Herr Meyer — wie geht's im Geschäft? — An mir könnt ihr noch immer nichts verdienen, hahaha! ich kenne mich immer noch im Gesangbuch ohne Brille aus, wie wenn ich ein junges Mädel von 20 Jahren

wäre. Mein Alter selig hat schon mit sechszig Jahren die Nasenquetsche gebraucht und ich bin nun auf Lichtmeß zweiundsiebzig. — Ja du meine Güte; das ist ja der Herr Meyer, der weiß ja auch ein Wörtchen davon zu erzählen, — denkt Ihr noch dran, Herr Meyer, vor fünfzehn Jahren, an Euren Pfingsten, hier (und dabei deutete sie nach dem Wasserlauf, der zur Mühle strömte) — fünfzehn Jahre, es war der schrecklichste Tag meines Lebens — wie Ihr da aus dem Kanal hervorgekrochen kamt und nichts als das blauseidne Tüchelchen in der Hand hattet — ich hab' es noch, das Tüchelchen — es liegt da droben bei meinem Gesangbuch und meinem Sterbehemde!" —

„Was wollen Sie alte Geschichten aufrühren, Mutter Rilken, gehen Sie! Ja, es sind heute fünfzehn Jahr, aber wenn es sein sollten noch dreimal fünfzehn Jahr, wenn mir Gott so lange das Leben schenkt, so bleibe ich dabei, wie ich gesagt habe am andren Tage sogleich: Mutter Rilken, — hab ich gesagt, — ich g l a u b' es nicht, das Kind ist n i c h t drinnen gewesen im Canal; w a r u m? d a r u m!"

Die Mädchen waren in neugierige Spannung versetzt, und Pinchen vor Allen, die von ihrem schweigsamen Vater noch nie ein Wort von diesem Ereigniß vernommen hatte, bestand darauf, daß die Parkmüllerin ihnen doch erzähle, was sie so lebhaft noch heut nach fünfzehn Jahren beschäftige. — Meyer's Einwendungen: „Was thu' ich mit den alten Geschichten, ich glaub's doch nicht," wurden nicht beachtet und Mutter Rilken fand, nach Art der alten Frauen, einen Trost darin, ihr „trübes Gemüthe" durch eine möglichst ausführliche Erzählung zu erleichtern, während Meyer, nachdem er auf die Uhr gesehen, sich allein in den Park zurückbegab.

„Nun, Kinder" — begann die Alte — „Ihr habt's doch gewiß öfter von Euren Müttern gehört, daß der alte Herr

Eli, der Conrector oder Corrector, wie sie ihn nannten, drüben in der Druckerei, der erst im vorigen Jahre gestorben ist, einen einzigen Sohn mit hieher gebracht hat, den schönen Joseph. Wie der nun von den hohen Schulen zurück kam und so ein stattlicher bildschöner Mann geworden war — ich sehe ihn noch vor mir, mit dem schwarzen vollen Bart um das feine blasse Gesicht und mit den brennenden braunen Augen — so dauerts nicht lange, da heirathet er die reiche schöne Frau, aus Prag oder Wien, und bekam ein Töchterchen von ihr, das kurz nach der Geburt schon die arme Mutter verlor. Nun ein Jahr oder zwei war das arme Wesen bei der Großmutter, weil der unglückliche Mann unstät in der Welt herumzog, bis er sich dann das Kind wieder holte, und hieher zurückkam, wo er dann eine Zeit lang in dem einsamen Häuschen hinter dem Schloßgarten, gegenüber der Insel, wohnte. —

Wie nun die Geschichte sich anspann mit meinem gnädigen Fräulein, mit der Philippa vom Schlosse — Ihr wißt ja Kinder, daß ich ihre Amme gewesen bin, und weil sie auch so früh die Mutter verlor, hatte sie Niemand auf der Welt so lieb als wie ich, und sie war auch fast mehr auf der Mühle bei mir, als auf dem Schlosse daheim. — Nun, wie also die unglückliche Geschichte mit dem Joseph anfing, und sie immer heimlich in der Mühle zusammenkamen — da gab er das Kind zu seinem alten Vater hinüber in die Druckerei, wo Frau Esther doch bloß ihr einziges Knäbchen von gleichem Alter hatte und das Mägdlein ganz wie ihr eigenes hielt, dem braven, alten Eli zu Liebe, der zu dem Treiben des gelehrten Herren Sohnes gar bedenklich den Kopf schüttelte. — Was half's, daß ich mein gnädiges Fräulein, die Philippa, im Guten und im Bösen, mit Thränen und Schelten beschwor, das heimliche Verhältniß aufzugeben, wo doch kein christlicher

Segen dabei sein kann, wenn auch, wie sie sagte, der Herr Joseph schon Anstalten getroffen hatte, sich im Stillen taufen zu lassen und — weiß nicht mehr wo — als ein gelehrter Professor ein hohes Amt zu bekommen; was half's, daß ich ihr drohte, Alles dem gnädigen Herrn Baron zu verrathen, sie war ein gar wildes Kind all ihr Lebtag, und was sie sich einmal in ihren Kopf eingebildet hatte, das konnte — Gott verzeih' mir's — Himmel und Hölle ihr nicht mehr aus der Seele reißen. — „Wenn Du sprichst, Monica", sagte sie zu mir, und ihre blauen Augen glitzerten dabei wie die Irrwischflämmchen, die man des Nachts auf dem Moorgrunde im Park umherflackern sieht — „wenn Du plauderst, so ziehst Du mich morgen aus dem See hier, wenn mich nicht die großen Hechte frischweg verschnappen!" Dabei lachte sie wieder hell auf, schüttelte ihre blonden Locken, nahm mich um den Hals und tanzte mit mir umher. „Monica", sagte sie, „liebe, einzige Monica, nur einen Monat schweige mir noch, dann sollst Du sehen, bin ich vor aller Welt mit meines Vaters Willen die Braut meines Cesar", denn so nannte sie ihn immer — Cesar — und so ließ er sich denn auch in der Taufe nennen.

Und richtig, es war auch so. Die Philippa hatte den gnädigen Herrn bald berückt, oder weiß Gott, wie sie es angefangen, sie hatte gar ein gewaltiges Wesen, daß sie es Jedem ordentlich anthun konnte; und wenn sie die Sterne vom Himmel verlangte, so konnte kein Mensch ihr's versagen, solche Macht hatte sie über Einen! Es dauerte nicht lange, und sie war die verlobte Braut und die Gemahlin des Herrn Cesar. — Nun ging es fort in die Welt, denn der Herr Gemahl konnte doch nicht hier auf dem Schlosse bleiben, wo alle Welt wußte, daß sein Vater da in der Druckerei unter euren Leuten lebte; und auch der alte Mann konnte Niemandem unter die Augen treten, der hat gar grausam gejammert, daß

sein einziger Sohn seinem Glauben untreu geworden und sein armes, mutterloses Kind verlassen hat. Ja, ich sag' es immer, wir haben alle einen Gott, aber wie der uns in die Welt gesetzt hat, so sollen wir halt bleiben, bis er uns wieder zu sich ruft, sei's Jud oder Christ. — Seh' ich es ja doch, Ihr Juden habt auch nichs Schlimmes oder Gotteslästerliches in Eurem Tempel, blos mit dem Essen und Trinken, daß Ihr von uns Christen nichts anrühren möget, da habt Ihr halt Eure Absonderlichkeiten. — Nun, geschehen war's aber einmal, und, wie ich's vorausgesagt, es brachte meiner Philippa keinen Segen, und dem armen Joseph oder Cesar, wie sie ihn nannte, erst recht nicht. — Nach einem Jahre kam sie allein zurück und wartete ihre Zeit ab, und als der kleine Odo kaum drei Monat alt war, da ging es wieder fort mit sammt dem kleinen Wesen, und so lebten sie drei oder vier Jahre bald hier bald dort. — Endlich hatte sich aber die heiße Liebe ausgelebt. Philippa war mit dem Kindchen wieder da, von dem Herrn Gemahl war aber keine Spur und kein Wort mehr die Rede, wo der geblieben war. Die Leute sagten dazumal, er wär' unter die Mönche in ein Kloster gegangen; Einige wollten ihn ja gar drunten in Leubus bei den Benedictinern in der weißen Kutte erkannt haben. Nun, das kann schon wahr sein, denn er war so recht ein Ueberschwänglicher und ein Schwärmer.

So weit war nun Alles wieder in Ordnung. Die gnädige Frau lebte hier mit ihrem kleinen lieben Odo — aber von dem Herrn Gemahl war nichts zu hören; und wenn die Philippa, wie es da noch zuweilen geschah, zu uns in die Mühle kam, da durfte ich kein Sterbenswort von früher sprechen oder nur seinen Namen erwähnen. Da, an einem späten Abend, so gegen Ostern — ich war gerade im Gärtchen beschäftigt — ruft mich mein Enkel, der Fritz: „Großmutter, es ist ein Mann da, der dich sprechen will!“ — Wie ich in die halb-

dunkle Stube trete, kommt der Mann auf mich zu, schlägt seinen schwarzen Mantel zurück und nimmt den Hut ab. Ei du mein Heiland, das ist ja meiner gnädigen Herrschaft ihr Herzliebster, der Herr Cesar, — aber in welchem Zustande! Blaß ist er wohl immer gewesen, aber nun sieht er ganz todtenfahl aus, und die Haare wirre und die Augen tiefliegend und matt. — Denkt Euch meinen Schrecken; was der wohl von mir wollen mag. — Er flößte mir ein rechtes Mitleid ein, und ich bat ihn, sich zu setzen und mir sein Anliegen zu sagen. — Nun bittet er mich himmelhoch, ich sollte es doch machen, daß er sein kleines Mädchen, das nun schon an die vier oder fünf Jahre alt sein müßte, bei mir einmal zu sehen bekäme. Zum Alten könnt' er nicht geh'n; und der sollt's auch um Alles in der Welt nicht erfahren, daß er jetzt wieder hier in der Nähe sei, aber nach dem Kinde sehne er sich zu Tode, und da wär kein anderer Ort dazu als die Mühle. Mir würde Frau Esther schon die Kinder schicken — er schwor mir hoch und heilig, er wolle dem kleinen Engelchen den Frieden nicht rauben, es soll bleiben, wo es so gut aufgehoben ist; aber wenn es nur ein einziger Kuß wäre, alle vier Wochen einmal, so wollte er an bestimmten Tagen die vielen Meilen weit hergelaufen kommen, um das Kind an's Herz zu drücken. So bat er, und fiel mir gar zu Füßen, als ich mich unbereit zeigte. — Na, du meine Güte, ich hatte doch keinen Stein in der Brust und es war ja doch nichts Sündhaftes, einem so unglücklichen, kranken Mann seine Vaterfreude zu gönnen — kurz, ich sagte zu und bestellte ihn über acht Tage wieder. Frau Esther, der ich aber kein Wort verrathen habe, hatte gar kein Arg, als ich mir auf den bestimmten Tag die beiden Kinder ausbat, ihren Manuel und die kleine Sprinzele, wie sie das liebe Wesen dort nannten. Sie sollten bei mir spielen, und mein Fritz sollt' sie dann in dem großen Nachen im

Parkteich herumfahren, wo die Kinder an den Schwänen und den alten bemoosten Karpfen ihre Freude hatten. — Nun, die wahnsinnige Freude, die der kranke Mann von sich gab, als ich ihm das Kind in die Arme führte, die vergess' ich mein Lebtag nicht wieder. — Was mußte der gelitten haben, dacht' ich in meinem Sinn, um gar so außer sich zu sein! Und dabei überwand er sich doch, dem Kinde selbst nicht zu sagen, daß er der Vater ist, das hätte die Kleine gewiß zu Hause wiedererzählt. Es war halt ein fremder Mann, der schön mit ihr gethan, und das that Jeder, der das Kind sah, denn es war ein wunderholdes Herzblättchen!

Nun denkt, wie er das zweite oder dritte Mal bei mir im Hinterstübchen ist und mit dem Kindchen tändelt, so höre ich von der Straße eine Karosse anfahren und an der Mühle halten. Eh' ich mich's versah, steht meine Philippa vor mir in der Stube und geht auf die Alkove los, wo der Mann mit dem Kind steckt. Ich denke, mich trifft der Schlag. — „Bleibe hier, Philippa", ruf ich, „nicht dort hinein!" — „Warum nicht, Monica?" frägt sie stutzig. Ich stottre unverständliches Zeug; sie sieht meine Verlegenheit. „Wenn Du nicht sprechen willst, so muß ich sehen", ruft sie und öffnet.

Was nun vorging, das mag ich nicht beschreiben, wenn ich es auch noch mit Schaudern so vor mir sehe und höre, als wär' es gestern gewesen. — Er saß mit dem Kinde auf den Knieen auf dem Kanapee unter dem Heilandsbilde, auf derselben Stelle, wo sie beide, wer weiß wie oft, viele Stunden lang beisammen gewesen waren und von ihrer Herzensseligkeit überströmten, daß sie den lieben Gott über sich und die Welt um sich vergessen hatten. — Und nun! Wie ein Flammenblitz schoß es ihr da aus den glimmenden Augen und mit wuthzitternder Stimme rief sie ihm zu: „Was suchst Du

hier, und wer ist dieses Kind?" — „Hier ist meine Heimath, und dies ist mein Kind", sagte er ruhig und stand auf. — „Deine Heimath — feiger Verräther? Siehe zu, daß sie nicht Dein und Deines — — Kindes Grab wird. Ich will Dich hier nicht mehr sehen. — Monica, ich jage Dich von der Mühle fort und mache sie der Erde gleich, wenn ich diesen — Menschen jemals hier wieder finde!" — Damit war sie auf und davon. — Ich bebte am ganzen Leibe. „Ihr seht, es kommt nichts Gutes dabei heraus, ich beschwöre Euch, bleibet fort", bat ich den armen, ganz vernichteten Mann, „Ich mag Euch meine Schwelle nicht verschließen, aber bleibet fort — sagt mir, wo Ihr seid — ich will lieber das Kind dorthin zu Euch bringen." Er schüttelte den Kopf, preßte das achtlos spielende Kindchen krampfhaft an die Brust und ging. — „Ich will auch das noch tragen", sagte er tief erschüttert und reichte mir die Hand. „Du gute Monica sollst um mich nicht leiden." — Seitdem kam er nicht wieder. Aber das Kind hatte sich an uns gewöhnt, und es verging fast kein schöner Sommertag, wo es nicht, allein oder mit dem Manuel, auf dem nahen Querweg über dem Brückchen gelaufen kam und im Erlenbusch auf dem Wiesengrund Blümchen pflückte und dann und wann nach dem kranken Manne fragte, der so herzig zu ihm gewesen war. So kam die Pfingstenzeit heran; und ich weiß es, als wenn's heute wäre, in dem Jahre fielen unsre und Eure Pfingsten genau auf denselben Tag! Es war ein warmer, herrlicher Sonnenschein wie heut' — und am Nachmittag sind richtig die beiden Kinderchen wieder da und quälen meinen Fritz, er möchte sie doch im Teiche herumfahren. Nun der Fritz, der konnte den lieben Püppchen schon gar nichts versagen. Er nimmt also die Kleinen an die Hand und führt sie durch den Park an den Teich, wo der Kahn angebunden liegt. Es dauert nicht lange, ich sitze noch hier auf

der Bank, da seh' ich desselben Wegs, wo die Kinder fortgegangen, meine Philippa kommen. Sie war zu Fuß, und der alte Burkard, der Kammerdiener vom Schlosse, trägt ihr die Spitzenenveloppe nach. Sie grüßt mich ganz freundlich, aber ich kenne meine Philippa, wie der Schiffer das böse Wetter, wenn's noch so ferne scheint. Nun bin ich mir doch nichts Böses bewußt und sage ihr ebenso freundlich guten Tag. „Monica, sagt sie kurz ab, er war wieder da!" — Nein! sag ich — seitdem nicht mehr! „Du lügst, Monica, ich habe ihn heut' auf einem Nachen um die Insel herumfahren sehen, er ist hier, oder er war hier; was hatte das Kind hier zu thun? — Nun reißt mir auch die Lammsgeduld; „Philippa — sag' ich — nein, gnädige Frau Baronin, sag ich, die alte Monica lügt nicht und trügt nicht, und das Kind kommt zu mir und hat ältere Rechte an seinen Vater als Sie — und wenn er's bei mir suchen sollte, ich kann ihm die Thür nicht weisen, hab' sie ihm ja auch früher nicht weisen können!" — Nun schlugen ihr die lichten Purpurflammen über das ganze Gesicht, und in den Augen zuckten die bläulichen Funken, daß sie mir furchtbar vorkam. Ohne ein Wort zu sagen, ging sie weiter. Mir ist schrecklich zu Muthe, und ich verwünsche mich, — Gott mag mir's verzeihen — daß ich in diesen Unsegen so mit hineingekommen bin. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Eine Stunde oder zwei vergehen, da hat sich der blaue Pfingsthimmel umzogen, und eh' man sich's versieht, ist ein fürchterliches Gewitter da, Blitz und Donner und Hagelschloßen, so groß wie Taubeneier und dann eine Sturmfluth, als sollte die Welt weggeschwemmt werden. Herr meines Lebens, denk ich, wo ist nun der Fritz mit den Kindern? Ich kann doch aber in dem Unwetter nicht hinaus und getröste mich, er wird sie schon zur Zeit nach Hause gebracht haben. Als der Regen ein wenig nachgelassen und das Gewitter noch

so von fern nachdröhnte, da wird auch schon von Frau Esther herübergeschickt, wo denn das Sprinzelchen bliebe; den Manuel hätt' ein Mann, ganz durchnäßt, allein in's Haus gebracht, aber das Mädchen sei nicht dabei gewesen und sei auch bei keinem Nachbar zu finden. Ich lauf' in meiner Seelenangst an den Teich, da schaukelt der Nachen mitten drin, das Ruder liegt quer über, aber mein Fritz ist nicht zu sehen. Von der andern Seite kommt nun schon Frau Esther, blaß wie der Tod und der alte Großpapa, ohne Hut, nur mit dem kleinen Sammtkäppchen auf dem grauen Scheitel, und die ehrwürdigen Haare flattern im Winde, und er ringt die Hände: wo ist das Kind, wo ist das Kind?

Das ganze Städtchen läuft unterdeß zusammen, und Alles jammert, und kein Mensch weiß, was beginnen. Endlich kommt der böse Fritz athemlos; vor Schrecken kann er kaum herausbringen, daß er beide Kinder noch lange vor dem Ausbruch des Wetters frisch und munter auf dem Wiesenplan an der großen Buche verlassen, von wo sie ja ganz gut allein den Weg nach Hause wußten. Als er noch mit den Kindern im Nachen herumgefahren, sei die gnädige Frau gekommen und habe ihn herangewinkt und ihm dann eine Bestellung an den Förster im Oberwald, dreiviertel Stunden weit von hier, aufgegeben. Dann wäre sie weiter gegangen. Und das war Alles. Kein Mensch hatte die Kinder seitdem gesehen, und der kleine Manuel wußte nichts zu sagen, als, sie hätten im Kahn und auf der Wiese gespielt, und dann wäre die Sprinzel davongelaufen, um Blumen zu suchen. — So mit Reden und Jammern ist der Abend hereingebrochen — und nirgends eine Spur! Es war herzbrechend, und wenn Jemand noch außer dem alten Herrn Eli und der Frau Esther sich vor Verzweiflung nicht zu lassen wußte, so war i ch es, denn mein Gewissen pochte mir vernehmlich zu: Ja Du allein hast die

Schuld! Das kommt Alles von dem Unsegen, zu dem Du die Hand geboten.

Nun wurden Fackeln geholt und ein zweiter großer Nachen bestiegen und an den Rändern des Teichs im Schilf und im Buschwerk gesucht — alles umsonst — alles umsonst. Wie sie nun an den frei umherschaukelnden Kahn herankamen, wo die Kinder drinnen gewesen, und hineinleuchteten, da liegt was drin — o du mein Heiland — das ist das seidene Jäckchen, welches das Kind angehabt, ganz unversehrt, sonst nichts. Nun sagt der Fritz: Nein, ich weiß gewiß, das Kind hat das Jäckchen getragen, wie ich es auf die Wiese geführt — er will das Abendmahl darauf nehmen, so gewiß weiß er's. Wie kommt nun das Jäckchen in den Kahn? Also nicht anders, kein Mensch zweifelt mehr daran, das Kind ist verunglückt! Den großen Teich jetzt nach der fürchterlichen Regenfluth abzulassen, geht nicht an. Da kommt der kleine Meyer — dein Vater, Pinchen — der ist der beste Schwimmer weit und breit und kann viertelstundenlang unter'm Wasser tauchen, sie sagen, dies hätte er in Holland gelernt; also mein braver Meyer macht nicht viel Federlesens, springt in den Teich, taucht nieder die Kreuz und die Quere — nichts zu finden. Nun will er gar in den Kanal einsteigen, aber das dulden die Anderen nicht, heut' nicht, wo das Wasser so mächtig angeschwollen ist und so furchtbar rauscht in der unterirdischen Rinne, wie wenn ein Gewitter grollt. Das Kind ist ja doch einmal todt, wenn es drinnen gewesen — todt, todt! Ach, ihr lieben Kinder, wenn ich an den Abend denke, an die entsetzten Gesichter im Fackelschein, an den alten Eli, wie er über seinen weißen Bart hinweg mit den Händen sich die Thränen abwischt, und dann an diese Nacht voll Grauen, wo das Brausen und Rollen des Wassers im Mühlgraben keinen Augenblick aufhört mir ins Ohr und in die Seele zu tosen, und ich immer das Kind so vor

mir seh, mit den aufgelösten Locken von der Fluth durch den Kanal geschleift, dann an dem Mühlrechen vorbei aus dem Schaum und dem Gischt auftauchen und wieder verschwinden — o, wenn ich diese Nacht überlebt habe, dann hat der liebe Gott ein Wunder gethan. — Aber mein Haar war diese Nacht geblichen, und am andren Morgen war Parkmüllers Monica ein altes Mütterchen! Was soll ich Euch noch viel erzählen, ich seh', Ihr seid erschüttert, Ihr guten Kinder, und auch der fremde Mann ist nicht gleichgültig. — Den andren Tag wurde das Oberwasser gestaut, der wackre Meyer durchschritt den Kanal, und als er am andren Ende wieder zum Vorschein kam, da hatt' er das blaue Tüchelchen des Kindes in der Hand, das war an einem zackigen Stein hangen geblieben, weiter nichts! Da droben liegts in meinem Spinde, bei meinem Gesangbuch und meinem Todtenhembe; das ist Alles, was von der holden kleinen Sprinzel übrig ist. Wir haben sie niemals gefunden — die hohe Fluth hat sie bis in die Oder getrieben — und vielleicht bis in's Meer hinab, da liegt sie auf dem kühlen Grund." — —

Den guten Mädchen stand das Wasser in den Augen und auch Mutter Rilken fuhr sich mit ihrem Schürzenzipfel über das erregte faltenreiche Gesicht. — Auf Abieser machte die Erzählung einen tiefen Eindruck, auch um Odo's willen, von dessen Herkunft er so Unerwartetes erfahren. Er schwankte noch in sich, ob und wieviel er von dem Gehörten auch Angelo anvertrauen dürfe, da er Gründe hatte, der Einbildungskraft des Letztern in Bezug auf den Lebensretter nicht neue Nahrung zu geben, als Angelo, schon beim Nachhausegehen, ihm mit der Frage jeden Rückzug abschnitt: was denn die Alte von Odo und von den Glaubitz erzählt habe? Abieser theilte ihm nur in allgemeinen Unwissen mit, unter welchen traurigen Umständen Jener vor vielen Jahren

ein Schwesterchen verloren habe, und durch welchen Zwiespalt das häusliche Zusammenleben seiner Eltern anscheinend für immer zerrüttet worden sei. — Nun hatte Angelo erst recht einen weiten Spielraum für theilnehmende Sorgen um den Jüngling, der Vater und Mutter hatte, und dennoch elternlos wie er selber war.

IV.

Es blitzt und zündet.

Als unser Freund Bernhard am Rüsttage des Pfingstfestes zu guter Zeit in Breslau eingekehrt war und als treuer Diener seines Herrn zu allererst diesem seine geschäftlichen Meldungen überbrachte, fand er den auch sonst nicht überfreundlichen alten Mann in einer fast mürrischen Stimmung die wenig zu dem heitern Feste paßte, das in einigen Stunden beginnen sollte. Gleichwohl fand Fischel Moses Nichts an dem zu tadeln, was sein umsichtiger und energischer Geschäftsführer in den letzten Tagen zu Stande gebracht; vielmehr deutete ein zeitweise verstohlenes, wohlgefälliges Lächeln hinter seinem grauen Spitzbärtchen sogar eine gewisse innere Befriedigung an, als ob er im raschen Gedankenfluge die nun gesicherten Vortheile jener Geschäftsoperationen überrechnete und seinem Gewinnconto gutbrachte. — Bald aber gewann der Ausdruck der Sorge wieder die Alleinherrschaft in seinen Mienen, und er verhehlte dem treuen Diener nicht, was ihn, was alle Bewohner der guten Stadt Breslau sei, mehreren Tagen so schwer bedrückte. Man hatte sich bis vor Kurzem der unbegründeten Hoffnung hingegeben, daß es dem in Sachsen von der großen österreichischen Armee unter Feldmarschall Daun festgehaltenen Könige doch gelingen werde, eine Diversion nach Schlesien zu machen, um der durch den

Einbruch Laudon's schwer heimgesuchten Provinz und der bedrohten Hauptstadt die ersehnte Hülfe zu bringen. General Fouqué hatte, der Uebermacht des gefeierten österreichischen Führers weichend, die feste Stellung im Gebirge bei Landeshut aufgeben müssen und stand mit einem zur Deckung der drei Festungen Neiße, Schweidnitz und Breslau durchaus unzureichenden Häuflein von 13,000 Mann, bei dem Städtchen Canth, während die vierte schlesische Festung Glatz von Laudon eingeschlossen war. Nun war es aber bekannt geworden, daß der König nicht daran denken könne, einen Entsatz zu gewähren, daß er vielmehr, wie sonst an sich selber, so auch jetzt an seinen Heerführer die heroische Anforderung stelle, da ein ehrenvoller Friede nicht möglich sei, mit dem Degen in der Faust dem Feinde den Sieg so theuer als möglich zu verkaufen. Fischel Moses, der als Armeelieferant und Vertrauensmann des Commandanten oft mehr zu wissen bekam, als im Publikum vorzeitig verlauten durfte, war davon im Geheimen unterrichtet, daß der König über Fouqué's Rückzug vor dem Andringen Laudon's im höchsten Grade entrüstet gewesen und dem tapfern General, der später diese Scharte so heldenhaft wieder ausgewetzt hat, in zornmüthiger Aufwallung die Worte geschrieben habe: „Ich dank' Euch's mit dem Teufel, daß Ihr meine Berge verlassen habt; schafft mir meine Berge wieder, es koste, was es wolle!" — So mußte man in den nächsten Wochen auf entscheidende Dinge gefaßt sein; und wie eine zwar noch entfernte, aber mit Windesschnelle näher getriebene, gewitterschwere Wolke am umzogenen Horizont, erschien den Kundigen die fast unvermeidliche Gewißheit eines Ueberfalles oder einer längeren Belagerung der Hauptstadt. Dazu kam noch, daß in dieser so viele unzuverlässige Elemente aufgehäuft waren, welche die Gefahr eines verrätherischen Einverständnisses mit dem draußen lauernden Landesfeinde mehr als

wahrscheinlich machten. Zweitausend Ueberläufer befanden sich unter den Besatzungstruppen, die die Festung zu vertheidigen hatten. Oesterreichische Kriegsgefangene, die mit schlecht verhehlter Hoffnung auf das Herannahen ihrer Befreier harrten und in jedem günstigen Augenblick zu einer gewaltsamen Auflehnung bereit waren, barg die Festung nahe an zehntausend. Was aber die Besorgnisse am höchsten steigerte, war die dem Commandanten wohlbekannte Thatsache, daß ein beträchtlicher Theil der Bürgerschaft im Herzen gut österreichisch gesinnt und nur zu geneigt war, bei einem kühnen Handstreich des feindlichen Führers, gestützt auf jenen gefährlichen Theil der Besatzung, jeden denkbaren Verrath zu üben. Daher die in den letzten Tagen angeordnete, so überaus strenge Bewachung der Festung und die bis zu zeitweisem Verbot des Aus- und Einpassirens ausgedehnte Beschränkung des Verkehrs von und nach außen.

Diese Enthüllungen weckten in Bernhard zwar unwillkührlich die Erinnerung an das seltsame Abenteuer im Klostergarten zu Leubus und an die verrätherische Intrigue, die von dort ihre Fäden bis in das Innere der Stadt zog und in ihre Netze einen angesehenen Glaubensgenossen zu verstricken drohten —; aber auch jetzt beherrschte den jungen Verehrer des Heldenkönigs, an dessen Stern er einen unerschütterlichen Glauben im Busen trug, das Gefühl der Sorglosigkeit so sehr, daß er sich enthielt, auch nur mit einem Worte jenes Erlebnisses oder der ihm dabei zu Ohren gekommenen Namen bekannter und unbekannter Personen zu gedenken. Er bemühte sich vielmehr, dem alten Herrn die kleinmüthigen Gedanken auszureden und ihn daran zu mahnen, daß vor der herannahenden Festesfreude jeder, wenn auch berechtigte Kummer zurückweichen müsse. „Wahrlich." — machte Bernhard am Schlusse seiner Unteredung mit dem Prinzipal bemerklich — wahrlich bei der so gedrückten Stimmung in der Gemeinde ist es dop-

pelt zu bedauern, daß es dem Wundersänger Hirsch Nachtigall nicht gestattet war, zu dem Fest hier einzutreffen, um die Gemüther durch seinen herrlichen Gesang zu erheitern. Durch einen sonderbaren Zufall habe ich dieses seltene Kleinod und sein Sängergefolge unterwegs aufgefunden und in Dyhrenfurt untergebracht, wo sich unsre Glaubensbrüder morgen des uns versagten Hochgenusses unverhofft erfreuen werden.“ Fischel Moses, dem, trotz aller Verehrung von derartigen Kunstleistungen, für diesesmal doch nicht „der Kopf dazu stand,“ sich für seine Person einen solchen Genuß zu gönnen, schien über den Verlust sehr leicht getröstet. „Weißt Du, Berel“, sagte er, „unter uns gesagt, ist es mir sogar recht lieb, daß die Sänger nicht erst hergekommen sind. Glaub' mir, das giebt nur jedesmal zu Zank und Streit in der Gemeinde Anlaß. Sind doch in solchen Fällen immer Parteien, hier exaltirte Liebhaber und dort verblendete Gegner. Die Einen loben Alles übertrieben, und die Andren verkleinern und tadeln. Dann dauert es nicht lange, so liegen sich Väter und Söhne, Brüder und Freunde in den Haaren. Auch die lieben Frauen, die sich doch gar nicht in Gemeindesachen mischen sollten, ergreifen Partei, und der gute Hausfrieden ist sogleich auf und davon, wenn so ein neuer Chasan eingekehrt ist. Ueberdem, unser Rabbi — er soll lange leben — ist von Anfang an nicht dafür gewesen, den hergelaufenen Chasan zu dingen, der sich gewiß nur mit seinen polnischen Gesellen hier einnisten will. Man sagt ihm nach, daß er in mehreren Gemeinden den Zunder der Zwietracht angefacht hat, denn er soll ein geheimer Postenträger der Kabbalisten sein, an deren Spitze der hochberühmte Rabbi Reb Jonathan Eibeschütz in Altona steht, und zu dessen eifrigsten Gegnern unser hiesiger Rabbi, Joseph Fränkel, gehört. An manchen Orten ist er darauf ertappt worden, wie er an kranke Leute, besonders

an Wöchnerinnen, die schwer darnieder lagen, im Geheimen wunderthätige Amulete mit räthselhaften, kabbalistischen Inschriften vertheilt hat. Unser Rabbi erklärt solche „Kameoth" — wie man sie nennt — für gotteslästerliches Zauber- und Gaukelwerk, das von der heillosen Sekte des Sabbathai Zewi — sein Name und Andenken sei ausgelöscht — und seinen geheimen Anhängern, den Frankisten in Polen, zum Schaden frommer Seelen noch jetzt — Gott sei's geklagt — in so vielen ehrbaren Gemeinden Israels im Finstern verbreitet wird. Ich will mich nicht versündigen, aber der Verdacht ist gegen den sogenannten Hirsch Nachtigall von sehr glaubwürdigen Leuten ausgesprochen worden, daß er selbst zu jener Sekte gehört."

„Wär's möglich" — rief Bernhard verwundert — „daß in diesem drolligen, geckischen Singvogel solche Bosheit steckt, und daß er unter dem bunten Gefieder eines halben Schalksnarren die gefährliche Rolle eines Sendboten der sabbatianischen Frevler zu verbergen weiß! Es sollte mir um die guten Seelen in dem gottesfürchtigen Dyhrenfurt leid sein, wenn eine von ihnen in seine Netze verfiele. Ja, das Land ist voll von solchem zweideutigen fahrenden Volke und alle Strenge des Königs gegen das Bettler- und Vagabundenwesen kommt dagegen nicht auf! Wir können am Ende doch unser eignes Fleisch und Blut nicht an die Landdragoner verrathen, so sehr wir auch unter diesem Treiben und Handtiren selber zu leiden haben. Da traf ich gestern auch solch einen saubren Gesellen, in der Tracht eines Jeruschalmi — ich bin überzeugt, dieses Kleid war nur eine Maske, und unsrer wackrer Freund Abraham Götschel war derselben Meinung. Es war in Dyhrenfurt auf dem „guten Ort", als wir den armen Sopher begruben. Der Bursch sah so verschmitzt drein und that, als ob er kein Sterbenswort deutsch verstände und

wollte partout noch zum Feste hierher nach Breslau. Götschel hat ihn aber derb abgewiesen, und auf einmal war er mir aus den Augen verschwunden."

„Also Du hast Abraham Götschel unterwegs gesehen" — schweifte der Alte von dem Gegenstand des Gespräches ab, das ihm kein besonderes Interesse einzuflößen schien — „ja, gewiß in Dyhrenfurt bei der Beerdigung: er ist just der Wöchner, und nächste Woche trifft mich wieder die Reihe. — Es ist doch eine höchst beschwerliche, ja eine drückende Sache, diese Leichenbestattung auf einer Entfernung von vier Meilen von der Stadt. — Freilich, freilich, je weiter der Weg, je größer der Gotteslohn in jener Welt, für Jeden, der mit Hand und Fuß sich an diesem hochheiligen Werk betheiligt, unsren Dahingeschiedenen den letzten Liebesdienst auf Erden zu erweisen. Ich denke dabei auch nicht an mich, den sie ja bald selbst hinausbegleiten werden in das „ewige Haus". — Aber wenn mit Gottes Hilfe die Gemeinde größer wird, so müssen wir daran denken, ihr einen Grund zu legen, daß wir hier im Ort selbst einen Friedhof erwerben. Wenn nur die schlimmen Kriegszeiten vorüber wären, daß wir wieder freier den Kopf erheben und den Muth fassen könnten, dem König mit neuen Anliegen zu nahen!"

„Zweifeln Sie, Herr Moses, an der Huld des Königs, der sich ja Ihrer Person und um Ihretwillen auch der Gemeinde schon oft so freundlich bezeugt hat?"

„Zweifeln, ich? mein lieber Berel — wie sollte ich zweifeln, der ich den Glauben an des Königs Güte in den Händen habe? Sieh her" — fuhr er fort, indem er aus seinem Schreibtisch ein mit einem ansehnlichen Amtssiegel versehenes Document hervorholte und sorgsam entfaltete — „sieh her, gestern habe ich vom Rathhause die erst vor drei Monaten von mir und meinem guten — leider inzwischen

verstorbenen — Freund und Collegen Benjamin Isak, nachgesuchte Erlaubniß erhalten, das kleine Häuschen hinter der Antonigasse an der Stadtmauer vom Tuchmacher König für die Gemeinde zu kaufen und zum Spital für unsere armen Kranken einzurichten. Hier ist die Allerhöchste Concession vom 2. dieses Monats datirt. — Das ist also so gut wie fertig und ich habe schon bei den Vorstehern bestellt, daß gleich nach dem Feste — so Gott will — die Sitzung abgehalten wird, wegen des Verreichs und der Hinterlegung des Kaufgeldes. — Aber, mein lieber junger Freund, selbst wo man gern gesehen ist, muß man nicht zu oft wiederkommen und uns Juden geziemt Bescheidenheit unsrem gnädigsten Landesherrn gegenüber. Eins nach dem Andern, eins nach dem Andern: Fischel Moses hat sich auch Zeit genommen, bis er vom armen Hausirjungen zum ersten Generalprivilegirten und wohlbestallten königlichen Armeelieferanten in Schlesien heraufgekommen ist. Wie unser heiliger Urvater Jakob bin ich mit meinem Wanderstecken vor vierzig Jahren in diese Thore eingezogen, und nun hat mir der Herr, gelobt sei er, zwei Heerlager bereitet: hier, bei meinem Volk, trage ich als der Ersten einer die gemeinsamen Lasten und Ehren, und drüben, bei ihnen, die über uns herrschen, habe ich mir Achtung und Vertrauen erworben. Ja, lieber junger Freund, eine Stufe nach der andern; wer die Leiter hinauf springen will, der fällt am ehesten herunter. Jetzt haben wir das Hekdesch (Spital), wenn Gott mir das Leben schenkt, werden wir auch das Beth-Olam (Friedhof) haben."

Bernhard beglückwünschte den alten Herrn zu dem Erfolge seiner Bemühungen und wollte es kaum glaublich finden, daß unter den obwaltenden Kriegessorgen und Nöthen die Genehmigung des Königs in so rascher Weise erlangt worden sei, was wohl nur einer besondern

Fürsprache oder Gunst des Bittstellers bei Hofe zugeschrieben werden könne.

„Nicht doch, mein Lieber“, wehrte Moses bescheidentlich ab, „es ist die gute Sache, die Sache, und“ — indem aus seinen grauen Aeuglein ein Schimmer leichten Spottes aufblitzte — „das ist der Unterschied zwischen der alten kaiserlichen und der neuen preußischen Zeitrechnung. Dort hat jede Stunde im Uhrwerk der Zeit bleierne Gewichte an den Füßen, hier trägt sie Flügel an den Schultern. Und wie Viele zerren noch dort an den schweren Gewichten, um das Rad aufzuhalten. Auch die Kaiserin ist eine edle Frau und hat gewiß ein Herz für unser Volk, wenn es mit bescheidner Bitte naht. Aber wie viele Hinterthüren und Hintertreppen muß man erklimmen, wie vielen Fußtritten muß man demüthig ausweichen, wie viel hohle Hände füllen, eh' man zu den Stufen des Thrones gelangt. Da ist erst die Hofkammer gegen mich; habe ich die gewonnen, so kommt die Hofkanzlei und ist erst recht gegen mich. Dann kommt die Landesregierung, dann kommen die Stände, und wenn Alles fix und fertig ist zum Unterschreiben, so kommt in der zwölften Stunde noch der Hofpater und macht die jahrelange Mühe wieder zu Schanden. Da reicht nicht Hillel's Geduld und nicht Korach's Reichthum. — Hier hat die ganze Geschichte noch nicht den zehnten Theil der Zeit gebraucht, wie eine einzige Wiener Instanz, und nun hab' ich den Consens in der Hand, und ich soll bis heut noch den ersten Ducaten zahlen, den der Rathschreiber für die Copie erhalten wird, so wahr als wir heut Schwuoth über die ganze Welt haben.“ — Damit hüllte er das Document ein und verschloß es wieder in dem Schreibtisch.

Nachdem Bernhard noch einige geschäftliche Aufträge, die nach Verlauf des Festes zu erledigen waren, entgegenge-

nommen, verabschiedete er sich von dem heut so ungewöhnlich gesprächig gewordenen Herrn, um nach den Mühen und Arbeiten der letzten Tage in die friedliche Stille seines eignen „Daheims“ einzukehren. Dieses befand sich gleichfalls in der Antonigasse, einige Häuser hinter dem Franciskanerkloster von St. Anton, welches der König kurz darauf den barmherzigen Schwestern der heiligen Elisabeth einräumte, nicht weit von der Mauer, an welche die Straße an ihrem westlichen Ausgange stieß, während sie östlich in den „Judenplatz“ einmündete. In dem geräumigen Hofe des alten „Posthauses“ im dritten Stockwerk eines Nebengebäudes, aus dessen kleinen Fenstern man über die Wipfel einiger, in üppiger Blüthenfülle stehender Kastanien und Fliederbäume den Ausblick auf den Wall und die die Mauer hoch überragende „Hundebastion“ genießen konnte, lag das mehr als bescheidene Logis unseres Freundes, welches aber nur eine Art chambre garnie war, da der Junggeselle, der überdies meist auf Reisen sich befand, selbstverständlich keinen eignen Haushalt führte. Um in sein Stübchen zu gelangen, mußte Bernhard aber erst die Wohnung seiner Wirthsleute passiren, die heute seiner Ankunft sich nicht versehen haben mochten. Denn als Bernhard in das Vorzimmer trat, welches zugleich als Küche diente, so machte Frau Lea, seine Wirthin, ein mehr als überraschtes, ja fast ein bestürztes Gesicht, und konnte kaum ihr sonst so herzliches „Gottswillkommen, mein lieber Musjö Bernhard“ über die Lippen bringen. Sie stand eben an dem offenen Feuerherd, wo über einem Dreibein das große kupferne Kasserol mit dem weit hervorragenden Griffe den Dampf seines kochenden Inhalts emporwirbeln ließ. Ohne einen Blick auf diesen Inhalt zu werfen, wurde man es hier gewahr, welche köstliche Speise in der Pfanne bereitet wurde, denn das ganze Haus war erfüllt von dem süßen, durchdrin-

genden Aroma einer mit Mandeln gewürzten Fischsauce, deren vortreffliche Bereitung nicht die geringste von Frau Lea's vielen rühmlichen Eigenschaften war. Noch stand sie einen Augenblick wie rathlos, die eine Hand an ihrer langen weißen Schürze fast schlaff herunterhangend, mit der andern aus der vor ihr stehenden Schüssel, die letzten Stücke eines ansehnlichen Hechtes und die appetitlich aus dem letzten Rest von „Mazzemehl" gekneteten kleinen Klößchen in die brodelnde Tiefe der Pfanne versenkend, so daß unsrem Freunde ihre Verlegenheit nicht entging.

„Nun, Frau Lea, ich will doch hoffen, daß ich nicht zur Unzeit komme, und daß Sie sich auf mich für die Feiertage mit eingerichtet haben — oder ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren, daß Sie zögern, mich willkommen zu heißen?"

„Nein, nein, guter Mosjö Bernhard, tausendmal Gottswillkommen, wie können sie nur glauben — aber — ich hab' eine schwere Sünde gegen Sie auf dem Herzen: — Ihr Stübchen ist nicht — in Ordnung; oder ich will lieber gleich die Wahrheit sagen — ich hab' es unüberlegt Jemand Anderem gegeben. Es kam so überraschend, und mein Mann sollte sich für Sie einstweilen nach einem Unterkommen auf ein paar Tage umsehen; aber Sie kennen ihn ja, — er soll leben hundert Jahr — er geht in allen Dingen etwas schwer zu Geläger — und mir ist der Kopf so voll gewesen, und so hab ich's richtig auch verpaßt". —

Erstaunt fragte Bernhard: „Meine Stube haben Sie fortgegeben, wie soll ich das verstehen, habe ich Ihnen nicht den Zins richtig bezahlt, und wenn Sie mich nicht länger zu behalten wünschen, so werden Sie mich doch nicht über Hals und Kopf am Vorabend des Festes hinauswerfen wollen?"

„Wie können Sie mich so mißverstehen, theurer Mosjö Bernhard, ich werde Sie hinauswerfen?! — Sie werden

bei uns bleiben, ich will schon Rath schaffen. Ich will's Ihnen nur sagen, vor drei Tagen ist mein' Zierle plötzlich angekommen, die konnt' ich doch nicht aus dem Haus thun, und so hab' ich ihr das Stübchen abgegeben. Sie kennen mein' Zierle noch nicht — nun, sie wird sich selbst bei Ihnen entschuldigen, daß sie — —"

„Nun, wenn's das ist, liebe Frau Lea, daß Sie die unverhoffte Freude haben, Ihre einzige Tochter bei sich zu sehen, so will ich mich gern getrösten und behelfen. Mit Lieb' sei Ihnen Ihr Gast." —

„Mit Lieb' sollen Sie leben!" erwiderte Lea erleichtert den üblichen Wunsch. — „Ja freilich haben wir eine große Freude mit ihr, aber der Grund zu ihrer Herkunft ist leider doch nur ein trauriger. Wann hätte Zierle ihr Lebtag uns etwas Andres als Freude gemacht? Aber, wie pflegt man zu sagen, die rechten Wehen kommen doch erst, wenn die Kinder groß sind. Sie wissen ja, sie war unser Augapfel, denn sie ist doch eine wahre Perle, an der kein Unthätchen dran ist; und wie hat sie gearbeitet, daß ihr die Finger wund und die Augen trübe wurden, um den alten Eltern die Nahrungssorge abzunehmen. Aber wie vor zwei Jahren sich die Parthie ereignete, und wir sie so gut versorgen konnten, haben wir uns das Herz ausgerissen und haben sie in die Fremde ziehen lassen. Meine Mutter selig pflegte immer zu sagen: Wenn das Masel (Glück) kommt, soll man ihm 'nen Stuhl stellen. Der Jakob Wohlgemuth war doch ein tüchtiger Mann für sein Brot und hat sie auf Händen getragen. — So haben sie sich oben in Schmiedeberg, wo jetzt die großen Leinenfabriken sind, angesiedelt und bald ihre schöne Nahrung gehabt und im ganzen Gebirge den besten Namen erworben. Hier war doch für sie keine Aussicht als armes Mädchen, so gern wir sie hier behalten hätten. Den

Steinen sei's geklagt, wie schwer es jetzt hier ist, einen Nahrungszweig zu finden; es sind überall schon mehr Schochtim als Hühner. So haben wir sie hingegeben. Es war doch nun einmal so vom Himmel bestimmt: wo der Kopf soll liegen, da tragen ihn die Füße hin! Kaum ein Jahr haben sie das Glück genossen, so wird der Mann wie von einem bösen Blick plötzlich hinweggerafft — heute frisch und gesund und morgen todt. Wo in der Welt gab es solch ein Unglück; so hinzusterben und solch eine junge Wittwe zurückzulassen, daß sich einem das Herz im Leibe umwend't, sie in der Trauer anzusehen, auch wenn man nicht die Mutter ist. Nun wollten wir, daß unser Kind wieder hierher zurückkehre. Aber mein' Zierle ist ein wackres Weib, und der zehnte Mann kommt ihr nicht gleich. Sie wollte das blühende Geschäft, das sie allein versah, nicht aufgeben, und uns versorgte sie reichlicher, als sie es hier mit ihrer Goldstickerei vermocht hätte. Es war ihr gewiß wind und weh, als betrübte junge Wittwe, einsam und kinderlos, unter Fremden und beinahe gar keinen Juden so fortzuleben; aber was sie sich vornimmt, das führt sie durch. — Nun kommt jetzt wieder, wie ein Blitz aus blauem Himmel, das neue Unglück. Da sind die Kaiserlichen doch oben im Gebirg eingebrochen und haben sich schon in Landeshut festgesetzt. In der Umgegend haben die Kroaten und Panduren schrecklich gewirthschaftet, und aus den kleinen Städten sind alle Bewohner mit Rettung ihrer kostbarsten Habe geflohen. Auch Zierle konnte nicht dort bleiben und kam vorgestern über Hals und Kopf hier an; ihr ganzes Hab und Gut, Waarenlager und Einrichtung hat sie im Stich gelassen, um nur zur Zeit noch hier eingelassen zu werden. Doch, was mache ich auch Ihnen das Herz schwer und schwätz', daß mir meine Fisch' darüber verderben. Bitte, so treten Sie doch nur in's Zimmer ein! Zierle ist einmal ausgegangen

und kann jeden Augenblick zurück sein. — „Zallel!“ — rief sie dann in die Stube hinein — „Zallel, steh doch nur auf, welch einen unverhofften Gast wir zum Feste bekommen haben; ich glaub' gar Du erkennst ihn nicht — es ist ja unser lieber Musjö Bernhard.“ — Damit schob sie den jungen Mann vor sich her bis in die Mitte der Stube, dem offnen Fenster gegenüber, an dem „Reb Zallel“ in einer Art Nische in möglichst bequemer Position, das schwarze Sammtkäppchen auf dem gebleichten Scheitel, vor einem mächtigen Folianten saß. Bedächtig blies der Alte erst die eben eingeschluckte Rauchwolke der langen Tabakspfeife, die er zwischen den Knien festhielt, aus dem Munde, ehe er sich erhob, um mit freundlichem Kopfnicken dem Gaste drei Schritte entgegenzugehen und mit ausgestreckter Hand das übliche „Schalom Alechem“ (Friede mit Euch) zuzurufen. Zwar nicht so lebhaft, aber um nichts weniger herzlich, war die Begrüßung, die dem Ankömmling hier zu Theil wurde, der es wieder empfinden konnte, wenn er es nicht schon vorher zur Genüge wußte, wie sehr er in diesem kleinen traulichen Kreise geliebt und geschätzt war. Reb Zallel Regensburg war sonst kein Mann der fließenden geselligen Conversation; er saß viel lieber horchend da, wenn Andre sprachen und nickte nur zuweilen zustimmend mit dem grauen Köpfchen oder schüttelte es abwehrend, je nachdem ihm etwas einleuchtete oder mißfiel. Zumeist aber that er das Letztere, wenn er unter Menschen war, besonders wenn man von Abwesenden und, wie dies leider allgemein üblich, nicht immer das Beste sprach. Denn dies konnte er am wenigsten vertragen, und wegen der „bösen Zungen“, die ihm als der sündigste Gräuel erschienen, verkehrte er fast gar nicht mit den Menschen, sondern verließ die „Thüre seines Zeltes“ fast nur, um früh und spät zur Synagoge zu gehen. Reb Zallel war vor zwanzig Jahren als noch rüstiger Mann mit

seiner Lea und seinem kleinen Töchterchen aus dem südlichen Deutschland eingewandert. Ob er in der That, wie sein Beiname bekundet, aus Regensburg war, hat die Geschichte nicht verzeichnet. Sicher ist nur soviel, daß er — nach mancherlei Lebensstürmen in Folge seiner im Grunde verfehlten Gelehrtencarriere — in Fürth bei Nürnberg lange Zeit eine Talmudschule gehalten, von wo er durch widrige Intriguen verdrängt, nach Breslau kam und bis zur Aufnahme des hochgelehrten Rabbi Josef Theomim Fränkel als eine Art Vicerabbi fungirte. Die Zeitgenossen erinnerten sich, daß er bei seiner Ankunft noch die „draußen im Reich" übliche Tracht, einen rothplüschenen Frack, Kniehosen mit Schnallenschuhen und einen sogenannten Dreimaster trug. Der überwiegend polnische Character der Breslauer Judenschaft harmonirte aber nicht mit dieser Toilette, noch weniger das ehrwürdige Amt, zu dem Reb Zallel hier berufen wurde, und er mußte sich schweren Herzens bequemen, sie mit dem langen Kaftan und der Pelzmütze zu vertauschen. Aber in Mundart und Gesittung blieb er deutsch und auch in der ehrlichen Einfalt des Herzens und in der Geradheit des Sinnes, welche Eigenschaften in der Schätzung seiner neuen Landsleute mit ihrem witzigen und spitzigen Verstande und ihrer Vorliebe für gewundene Wege für nicht viel anders, als geistige Beschränktheit geachtet wurden. — So stand denn auch sein Ruf als scharfsinniger Gelehrter nicht über alle Anfechtung erhaben: vollends seit er zu dem niedrigern Posten eines bloßen „Dajan" oder Assessor des Rabbinatscollegiums herabsteigen mußte und keine weitere Amtsbeschäftigung hatte, als je zuweilen den Hausfrauen ihre rituellen Gewissensfragen aus dem Gebiet von Küche und Keller zu entscheiden. Eine andere Art von „Entscheidung" stand ihm überhaupt in keiner Weise zu; auch nicht im eignen Hause, wo Frau Lea mit souveräner Gewalt das Scepter

führte, das ihr auch wohl von Rechtswegen zukam, da ihr die alleinige Sorge für die Erhaltung des Hauses oblag. Die Amtseinkünfte des guten Reb Zallel beliefen sich auf zwei schlesische Thaler die Woche — auch für die damalige Zeit ein spärlicher Sold. Frau Lea verdiente sich in jüngern Jahren das Fehlende mit dem Gewerbe der Goldstickerei, welches damals noch ziemlich geschätzt war. Als Zierle herangewachsen war und in dieser Kunst durch Geschmack und Fertigkeit die Mutter noch übertraf, hielt Frau Lea einen kleinen Marktstand mit allerlei geringwerthigen Artikeln, deren Vertrieb im Kleinhandel auch den Schutzjuden gestattet war. Es war ein kümmerlicher Erwerb, aber Frau Lea hielt immer den Kopf oben, den nach wie vor die deutsche Bänderhaube mit Krausen schmückte, die sie sich nicht nehmen ließ und jederzeit selbst zusammensetzte und blüthenweiß wusch und plättete. Die Armuth hatte in diesen vier engen Wänden ein freundlich lächelndes, fast anheimelndes Gesicht, und manch ein fremder „Gast" stand am Sabbat wohlgemuther von diesem Tische auf, als von irgend eines Reichen wohlbesetzter Tafel.

Dem jungen Manne ward es im traulichen Geplauder mit den beiden Alten und in der Aussicht auf die behagliche Stille des Festabends, der immer näher heranrückte, bald so heimisch zu Muthe, wie er sich lange nicht gefühlt hatte. Eine leichte unruhige Spannung verursachte ihm nur die Erwartung der länger als vermuthet ausbleibenden jungen Wittwe, deren Schicksal nach der eindrucksvollen Schilderung der Mutter ihm schon herzlich nahe ging. Ein Blick auf die Umgebung ließ den aufmerksamen Beobachter nun bald gewahr werden, daß neben dem ihm wohlvertrauten Geist der Ordnung und Zufriedenheit, der hier immer herrschte, heute noch eine unbekannte Macht des Reizvollen gewaltet habe: ein einfacher Schönheitssinn, der die Armuth ringsumher mit dem Blüthen=

schmuck natürlicher Poesie zu umkleiden verstand. Noch nie waren ihm die Gläser und Tassen auf der alten Nußbaum-commode unter dem mit grünen Reisern ausgeschmückten kleinen Spiegel so symmetrisch geordnet erschienen; noch nie hatten sich die beiden Kerzen auf den blankgeputzten Messingleuchtern, die den Sims der altersschwachen Kleiderspinde zierten, so stolz und gerade aus den bunten Papiertüllen emporgerichtet, wie heute. Und vollends die beiden mächtigen Fliederbüsche, die von dem Tische mit der weißblinkenden Damastdecke — — dem Festgeschenke der heimkehrenden Tochter aus einer der neuen Leinenfabriken ihres so rasch verlassenen Wohnortes — aus schmucklosen Wassergläsern ihren duftenden Athem durch die Räume verbreiteten, waren dem Beschauer eine gar freundliche Erscheinung, welche er ohne Mühe auf die noch immer unsichtbare Urheberin zurückführen konnte. Frau Lea theilte inzwischen ihre Sorgen zwischen der Vollendung ihrer kochkünstlerischen Aufgaben und der Beschaffung eines passenden Unterkommens für den unerwarteten Ankömmling. Ihrem erfinderischen, nicht leicht durch Verlegenheiten zu beirrenden Geiste gelang das Letztere eben so vollkommen und rasch, wie ihrer geübten Hand die Zubereitung des Festmahles, von welchem sie, noch ehe sie den Tisch anrichtete, ohne Aufsehen, aber von dem spähenden Auge Bernhard's nicht unbemerkt, eine ansehnliche Portion unter ihrer weißen Schürze versteckt aus dem Hause forttrug. Wir dürfen es dem Leser verrathen, daß es so ihre Gewohnheit war, irgend einer kranken Nachbarin oder einer bedürftigen Familie, der es nicht vergönnt war, dem Sabbat- oder dem Festtische die herkömmliche Ehre aus eignen Mitteln zu erweisen, unter allerlei unverdächtigen Vorwänden eine Probe ihrer Schöpfungen am häuslichen Herd „nur zum Kosten", wie sie sagte, eigenhändig zuzutragen. — Es dauerte nicht lange, so war Frau Lea wieder da mit freude-

strahlendem Gesichte, nicht sowohl über den Erfolg ihres Besuches bei der armen, mit fünf Kindern gesegneten Wittwe, welche heute Morgen mit so resignirter Miene an den Fischtrögen vorübergegangen war und doch nur mit Thränen in den Augen die „Kostprobe“ sich aufdrängen lassen wollte, als vielmehr wegen der glücklichen Erspähung eines leiblichen Quartiers für den werthen Gast. „Nun ist auch für Sie gesorgt, lieber Musjö Bernhard — rief sie diesem lustig entgegen — „Sie werden nicht weit zu wandern brauchen, um heut Ihr Haupt zur Ruhe zu legen; ja, Sie bleiben ganz unter meinen Augen, als wären sie unter meinem Dache. Sehen Sie“ — fuhr sie fort, an das Fenster tretend — „da drüben auf der Gegenseite des Hofes im zweiten Stock bei Ihrem guten Freund, dem Meister Döblin, der jetzt ganz allein mit seinem Gesellen haust, habe ich Ihnen das beste Stübchen hergerichet. Zierle, der ich unterwegs begegnete, ist schon dort, um ein wenig aufzuräumen und die Gardinen in Ordnung zu bringen, und wenn Sie nach dem Nachtessen sich zur Ruhe begeben, so sollen Sie es gar nicht merken, daß wir Ihnen Ihr gemüthliches Stübchen vertauscht haben. Mit dem Meister wissen Sie ja ohnehin sich am besten zu vertragen, und er ist glücklich darüber, Sie zu beherbergen.“

So war es unserm Freunde versagt, bis nach der Rückkehr von dem Abendgottesdienst, zu dem er in Begleitung seines ehrwürdigen Hausherrn in der Dämmerstunde sich begab, seine Neugierde um die junge Frau zu befriedigen, welche ihre gegenseitige Bekanntschaft schon damit einleitete, nach Art einer Schwester oder Freundin dem einsamen Junggesellen sein Heim so traulich als möglich zu gestalten.

Als er bei der Rückkehr von der Synagoge, dem Alten den Vortritt lassend, in die von den entzündeten Kerzen auf dem Tische und dem von der Mitte der Decke herabhangenden

siebenarmigen Kronleuchter freundlich erhellten Räume eintrat, kam ihnen die graziöse Gestalt der Tochter, ehrerbietig das Köpfchen verneigend, entgegen, um von den aufgelegten Händen des Greises den üblichen Segen zu empfangen. Dann knixte sie auch dem Gaste ein recht zutrauliches, von einem herzgewinnenden Blick der muntern braunen Augen begleitetes „Willkommen“ zu und machte sich dem Vater beim Anziehen seines Hausgewandes behilflich. Bernhard konnte eine gewisse Befangenheit nicht unterdrücken, deren er erst nach und nach im Flusse der wechselnden Unterhaltung völlig Meister zu werden vermochte. Die junge Frau, die erst vor Kurzem ihre Wittwentrauer abgelegt hatte, stellte sich als eine anmuthsvolle Erscheinung dar, in Gestalt, Bewegung und munterem Redefluß, ein Bild heiterer Lebensfrische und gesunder Empfindung. Ihr rundes, blühendes Antlitz, mit den schwellenden, leichtbeweglichen Lippen hätte in dem Rahmen ihres tiefbraunen Haarschmuckes erst seine ganze einnehmende Wirkung geübt. Von demselben war aber, nach der strengen Sitte der Zeit, welche der jüdischen Frau das volle Entblößen des Haupthaares nicht gestattete, nur ein ganz schmaler, hinter dem Rande des Spitzenhäubchens verstohlen sich hervorwagender Streifen sichtbar, kaum stark genug, um den klaren Glanz der Stirne und den zarten Farbenhauch der Wangen nicht ganz ohne den Reiz des Contrastes hervortreten zu lassen. —

Nun setzte man sich um den kleinen, mit Leuchtern und Blumen geschmückten Tisch und that Frau Lea's Werken die wohlverdiente Ehre an. Bernhard holte aus einem Versteck in seiner Schlafkammer eine seit lange dort verwahrte Flasche edlen Ungarweins zur erhöhten Weihe des traulichen Festmahles. Das gab nun muthwilligen Scherz über das von dem scharfen Auge der Frauen bisher doch nicht entdeckte heimliche Verließ, wo der Wein gelagert, und wo — nach Bernhard's

neckender Versicherung — noch viele kostbare Schätze verborgen liegen sollten, die aber von einer Schlange bewacht würden, der man sich nicht ungestraft nähern dürfe. — Die junge Frau entfaltete in der Munterkeit und Laune des tändelnden Gesprächs ihre ganze reizende Frohnatur, die durch das erfahrene traurige Schicksal früher Wittwenschaft zwar zeitweise getrübt, aber in ihrem innersten Kerne nicht zerstört worden war. Sie war gewiß ihrem verstorbenen Gatten in Treue und warmer Zuneigung ergeben gewesen, aber eine tiefere Erregung des Herzens durch eine mächtige Leidenschaft war ihr bis jetzt noch fremd geblieben.

Bernhard saß bald da wie gebannt von nie geahntem Zauber; minutenlang still in sich versunken, träumend, als ob er wie gestern noch auf dem schwankenden Nachen von den Wogen dahingeschaukelt würde, über seinem Haupte in der tiefblauen Luft die flatternden weißen Vögel der Ferne, Boten einer unbetretenen Wunderwelt, die sich ihm nun erschließen sollte; vom lockenden Ufer herüber das Rauschen der duftenden Lindenwipfel und unten aus den Tiefen das Murmeln der schaumspritzenden Welle vernehmlich an sein Ohr tönend und geheimnißvolle, unverstandene Märchen ihm zuraunend. Um diese Spannung aller seiner Gefühle zu lösen, erzählte er von den Abenteuern des gestrigen Tages, von seiner Begegnung mit den interessanten beiden Italienern, von der wunderbaren Rettung des Knaben Angelo und der Trauer des schwermüthigen Raphael. Diese fand bei der Familie den innigsten Antheil, da Alle das Schicksal der verlassenen Wittwe und ihrer unversorgten Kinder tief bekümmerte. Zur Erheiterung fügte Bernhard noch die Schilderung der Sängergesellschaft hinzu, wobei er mit besonderem Humor das zerstreute und gefallsüchtige Wesen des trefflichen Tenoristen, unsres unvergessenen Schimme hervorhob. Aber, auffällig genug, diese Schilderung verfehlte

gerade der beabsichtigten erheiternden Wirkung und schien eher eine unbehagliche Stimmung in der Familie zu erzeugen. Zierle stand eine Weile von ihrem Sitze auf, wie um etwas auf dem Tische Fehlendes herbeizuholen und verbarg kaum eine gewisse Verlegenheit, welche den Erzähler bewog, von dem Gegenstande abzulenken. Man kam ihm darin zu Hilfe, indem man allgemein der Mutter Raphael's lobend gedachte, ihre Anstelligkeit, Ordnungsliebe und Pflichttreue schilderte und es tief beklagte, daß das strenge Gesetz ihr, als der Wittwe eines bloß Tolerirten, die Verbannung aus der Stadt und den schweren Kampf um eine neue Existenz auferlegen werde. Bernhard, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, sagte, daß er eine fast unfehlbare Aussicht habe, der Frau hier ein Unterkommen zu verschaffen, daß er aber den Plan vorläufig noch geheim halten müsse, um seine Durchführung nicht zu gefährden. Das gab nun wieder scherzhafte Neckerei über das diplomatische Wesen, in welchem sich der junge Geschäftsmann, als eifriger Schüler des weltkundigen und schlauen Armeelieferanten, zu gefallen scheine, und Frau Zierle vermaß sich, bald auch hinter dies Geheimniß zu kommen. Bernhard that sehr überlegen und unnahbar. Es dauerte aber nicht lange, so führte ihn der hin- und herschlängelnde Fluß der traulichen Unterhaltung unversehens zu der ihm heute erst kund gewordenen Neuigkeit von der bevorstehenden Gründung des Spitals in der Antonigasse. — Nun unterbrach die junge Frau, durch eine blitzartige Combination geleitet, seine Mittheilung mit dem schelmischen Ausrufe: „So haben Sie ja doch Ihren Plan verrathen, Sie schweigsamer Diplomat, denn keine Andre als Raphael's Mutter wird ja wohl die Schaffnerin des neuen Spitals werden sollen! Das ist wahrlich eine vortreffliche Idee, und ich wünsche Ihnen Glück, daß sie Ihrem Kopfe, oder besser Ih-

rem Herzen entsprungen ist.“ — Ganz verlegen und fast erröthend, sich so überlistet zu sehen, im Innersten aber überrascht und entzückt über dieses Zusammentreffen ihrer geheimsten Gedanken auf derselben Fährte, das einen Gleichklang der Seelengrundstimmung erkennen ließ — stotterte der junge Mann: „Meine Idee? ich darf Ihnen das Verdienst der Erfindung nicht streitig machen. Aber Sie werden mir gern Ihr Eigenthum abtreten, oder besser, wir wollen es gemeinschaftlich zum Besten der armen Mutter und ihrer Kinder nutzbar machen.“

Je inniger an diesem einzigen schönen Festabende nun der Austausch von Mittheilungen und Gedanken unter den Beiden wurde, desto mehr gewahrten sie zu ihrer eignen Ueberraschung, welche wunderbare Verwandtschaft der Empfindungen, bei mancher Verschiedenheit ihrer Naturanlagen, doch zwischen ihnen zum Vorschein kam. Nicht lange sollte es dauern, bis die von der Flamme der Leidenschaft noch unberührten jungen Herzen sich von unsichtbaren Fäden an einander gefesselt fühlten, auf denen die stillen Geheimnisse der träumenden Seelen wie flinke Weberschifflein unermüdlich herüber und hinüber schossen. Wie an den beiden Enden einer elektrischen Kette, erweckte die auf der einen Seite ausströmende Kraft mit der Schnelligkeit des Blitzes auch auf der anderen die gleichartige Bewegung, so daß beide Theile ohne Wort und ohne Blick, an dem Pochen des eignen Herzens die Stimmung des Andren erkennen und ermessen konnten. Der Abend war schon weit vorgerückt und Reb Zallel rüstete sich endlich, zur „Nachtwache“ aufzubrechen, die am Vorabend des Wochenfestes in der Synagoge abgehalten wurde, als der Nachbar, Meister Döblin, erschien, um seinen improvisirten Wohnungsgast zu begrüßen und abzuholen. Vielleicht hatte der wackre Meister, seines ehrsamen Zunftzeichens ein Schuhmacher, eine

dunkle Witterung von dem Aroma des edlen Rebensaftes, das die Stube erfüllte. Man sagte ihm nicht ganz mit Unrecht solche Instinkte nach, wenn es auch übertrieben war, daß das ganze „Douceur" von vierhundert Friedrichsd'or, das er dermaleinst von dem Könige als Lohn für seine patriotischen Agitationen im ersten schlesischen Kriege empfangen, allmälig in der Form von goldflüssigem Tokayernaß durch seine Kehle geflossen sei und nach den Gesetzen des Stoffwechsels sich zuletzt in den zweideutigen metallischen Niederschlag verwandelt habe, der auf seinem verfallenen Gesichte und zumeist auf der röthlich schimmernden, ansehnlichen Nase zum Vorschein kam. Thatsache war es jedoch, daß Meister Döblin, einst ein von dem ehrsamen Rath nicht wenig gefürchteter und von den geheimen Agenten des Königs trefflich gelenkter Volksmann, seine besten Tage schon hinter sich hatte, aus denen ihm nichts verblieben war, als sein unauslöschlicher Haß gegen alle Spuren der alten österreichischen Wirthschaft und die geheime Pfaffenpartei in seiner Vaterstadt und seine unmäßige Begeisterung für den großen König, in welcher er mit Bernhard harmonirte. Er lebte nur noch von den Trümmern seiner ehemaligen großen Kundschaft und war, wie wir gehört, bis auf einen einzigen Lehrjungen herabgekommen. Mit desto ungeschwächteren Kräften setzte er aber das Geschäft des politischen Kannegießerns fort, und Nichts ging ihm über ein recht lebhaftes Gespräch „von Krieg und Kriegsgeschrei", besonders wenn er dabei — wie ihm dies heute glücklicherweise unverhofft vergönnt war — einer guten Flasche fleißig zusprechen konnte.

Heute befand sich der Patriot in noch größerer Erregung als sonst. Er wollte als sicher vernommen haben, daß Laudon von seinem verschanzten Lager bei Landeshut aus eine Unternehmung gegen die Hauptstadt im Schilde führe und

daß schon in den nächsten Tagen ein blutiger Waffentanz in allernächster Nähe zu erwarten sei, wenn es dem General Fouqué mit seinem kleinen Häuflein nicht gelänge, den Feind aufzuhalten, oder wenn nicht der König selbst von der Elbe her durch eine seiner kühnen Diversionen zu Hilfe käme. — Die von des Meisters erhitzter Phantasie mit glühenden Farben ausgemalten Schreckbilder des Krieges, die den damaligen Zeitgenossen ohnehin ja geläufig waren, störten die friedlichen Festgenossen gar unsanft in ihrem idyllischen Beisammensein, und selbst Bernhard, der in seiner eignen, wenn auch nur kurzen kriegerischen Laufbahn gelernt hatte, auch im Angesicht des Entsetzlichsten die kalte Fassung zu behaupten, selbst er war durch diese Gespräche von einer gewissen Verwirrung ergriffen, so daß er es nicht bemerkte, daß die junge Frau sich für eine kleine Weile aus dem Zimmer entfernt hatte, während der durch den Wein und seinen Redefluß erregte Meister an das offne Fenster getreten war, um die erfrischende Kühle der Nachtluft auf seine erhitzte Stirn beruhigend einwirken zu lassen. Nach der fast sommerlichen Schwüle des Tages hatten sich gegen Abend hie und da graue Gewitterwolken angesammelt, die unter leisem, wie aus weitester Ferne vernehmlichen Grollen mit blitzartigem Aufzucken dann und wann am sternenlosen Himmel aufleuchteten. Plötzlich wurde aber die Stille der Nacht durch einen dumpfen, weithin dröhnenden Schlag unterbrochen, der viel eher dem Krachen eines Feuerrohrs als der Entladung einer Donnerwolke zu gleichen schien.

Döblin war sofort von der exaltirtesten Unruhe ergriffen, und als jene Detonationen sich in mäßigen Zwischenpausen, bald näher, bald ferner, wiederholten, sprach er seine Ueberzeugung aus, daß dies der Wiederhall einer Kanonade sei, die man in einem Abstande von nur wenigen Meilen bei der

nächtlichen Stille sehr wohl vernehmen könne. Er combinirte sofort, daß wahrscheinlich ein österreichisches Streifcorps, deren einige sich schon wiederholt sogar bis in die Nähe der Hauptstadt vorgewagt hatten, auf die nur zwei Meilen weit entfernten Fouqué'schen Truppen gestoßen und mit diesen in einem Feuergefecht verwickelt sei. — Bernhard, der ein geübtes Ohr für diese Nachtmusik aus seinem Kriegsleben behalten hatte, war doch zweifelhaft, weil abwechselnd ganz unverkennbar die Schläge von dem aus dem Südwesten die Stadt umziehenden Gewitter herrührten. — Um deutlicher zu unterscheiden und den Horizont zu übersehen, begab man sich in den Garten hinter dem Hofe, wo man von einer erhöhten Laube über die angrenzenden Wälle hinweg eine weite Aussicht nach dem Glacis und den Feldebenen der südlichen und westlichen Vorstädte hatte. Döblin machte die seltsamsten Experimente, bald legte er sich platt auf die Erde nieder, um das unterirdische Dröhnen deutlicher zu vernehmen, bald richtete er ein rasch herbeigeholtes Fernrohr in die nächtliche Leere hinaus, um Feuerzeichen zu erspähen. Mit seinen eigenen Beobachtungen beschäftigt, entging es auch Bernhard, mit welch' bestürzter Miene die junge Frau ihnen in den Garten gefolgt war. Während er und der Meister, Ohr und Auge gleichzeitig gespannt, den von Zeit zu Zeit immer noch vernehmlichen Lufterschütterungen lauschten, lehnte Zierle sich in trübem Sinnen, abgewendet von dem Blick der Mutter, an einen der Fliederbäume, der die Luft mit seinem würzigen, starken Geruche erfüllte. — Döblin fand keine Ruhe in dieser Ungewißheit, und als sie Alle deutlich von der Höhe der im Osten der Stadt belegenen Taschenbastion rasch hintereinander drei Leuchtkugeln gegen den grauen Nachthimmel aufsteigen sahen, die sich zuletzt in sprühende Feuergarben auflösten, da war kein Zweifel mehr, daß von der Festung aus ein Signal in der

Richtung der fechtenden Heeresabtheilung gegeben wurde. Döblin lief eiligst davon, um bei seinem Freunde, dem Wallmeister, welcher seinerseits wieder ein Freund des Zeugschreibers auf der Commandantur war, und die beide in der Nähe wohnten, genaue Erkundigungen einzuziehen. In stummer Erwartung blieben die Drei in dem Garten zurück, und nun erst, da der Mond unversehens aus einer Wolke hervortrat und sein bleiches Licht durch die im Winde bewegten Zweige des Baumes, an dem Zierle noch immer sinnend lehnte, auf ihre bestürzten Mienen herabfallen ließ, konnte es den Anderen nicht entgehen, daß die junge Frau von dem Vorgange, welcher sie alle seit einigen Minuten beschäftigte, mehr als es ihre Gewohnheit war, niedergedrückt zu sein schien. Auf eindringliches und mehrmaliges Fragen gestand sie dann mit sichtlichem Widerstreben, daß sie soeben in ihrem Zimmer gewesen, um sich ihre Sachen in Ordnung zu bringen, und unter denselben zu ihrer Ueberraschung ein kleines Kästchen vermisse, in welches sie unmittelbar vor der Flucht aus Schmiedeberg nicht nur ihr zwar nicht sehr werthvolles, aber als Andenken des verstorbenen Gatten ihr theuer gebliebenes Brautgeschmeide, sondern auch den ganzen Bestand ihres gesparten Vermögens zusammengepackt und welches sie, wie sie sicher glaubte, unter die Kleider am Boden des Koffers verborgen hatte. Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie im letzten Augenblick doch das Kästchen noch einmal hervorgeholt und in der Hast der Abfahrt es wahrscheinlich in ihrer nur schlecht verwahrten Wohnung zurückgelassen habe. Hing auch Zierle's Sinn nicht am äußern Besitzthum, so war es für sie doch eine überaus schmerzhafte Empfindung, der Mittel sich beraubt zu sehen, mit denen sie in dieser schweren Zeit den Eltern zu Hilfe zu kommen gedachte. Frau Lea ermunterte die Tochter, nur nicht gleich den Kopf zu verlieren; sie glaubte fest und sicher, das vermißte Kästchen werde

sich doch wohl noch finden und eilte selbst wieder in die Wohnung hinauf, um ihre Nachsuchungen anzustellen. — Unterdeß kam Döblin in geschäftiger Eile wieder zurück und rief ihnen zu: „Seht Ihrs, es ist so, wie ich gesagt: — vor einer Stunde war eine reitende Staffette beim Commandanten, und gleich darauf wurde die Abgabe des Signals von der Taschenbastion beordert. Noch weiß ich nichts Näheres, denn der Zeugschreiber ist noch jetzt beim Commandanten. Ich paff' ihm aber an der Oberamtsbrücke auf, wo Hunderte von Leuten bis zur Junkerngasse und dem Salzring auf Neuigkeiten harren. Noch Eins: schon am Tage war Bericht da, daß die Oesterreicher einige Dörfer unter dem Landeshuter Kamm auf Schmiedeberg zu angesteckt haben, und daß sie tiefer in die Berge rücken, um ihre Stellung zu befestigen.“ — Hiermit jagte er wieder davon, seinem Gaste die Schlüssel zur Wohnung zurücklassend. — So standen die beiden jungen Herzen, niedergedrückt von der Wucht einer plötzlich ungeahnt hereingebrochenen Sorge, zum ersten Male allein, in der geräuschlosen Stille des einsamen Gartens sich gegenüber und fanden keine Worte, um den auf- und niederwogenden Empfindungen Luft zu machen. Dieses Schweigen lag lange wie ein finstrer Bann auf ihren Seelen, aus dem Keines sich aus eigner Kraft befreien zu können schien. Unter dem Wipfel des dichtverzweigten Fliederbaumes standen sie wie träumend festgenagelt, bald zum nächtlichen Himmel, bald zur Erde nieder ihre umflorten Blicke wendend, taub gegen das Drängen der eigenen Herzen, sich in dieser schmerzlich süßen Stunde einander zu erschließen, wie gegen die geheimnißvoll lispelnden und flüsternden Stimmen der Nacht, die mit tausend Zeichen und Winken sie dazu ermunterte. Vergeblich schlug das Rauschen des Windes in den Zweigen über ihnen an ihr Ohr; unbeachtet fielen die Tropfen des vorübergezogenen Gewitter-

regens von den Blättern auf Stirn und Gesicht, wie zerfließende Silberkügelchen aus dem Geschosse neckender Elfen; — immer noch standen sie stumm und in traurig resignirtes Sinnen vertieft einander gegenüber. Plötzlich bewegt es sich in der ästereichen Krone des duftenden Flieders: ein Nachtigallenpaar läßt im lieblichsten Wechselgesang ein frohjubelndes und doch so sanftinniges Schmettern ertönen, daß die starre Rinde der bewegten Herzen wie durch ein Wunder augenblicklich zusammenschmilzt. Bernhard findet zuerst das Wort. „So fassen Sie doch nur Muth, liebe Freundin“ — ruft er ihr zu — „und geben Sie sich nicht dem Verzagen preis; es ist eine schwere Zeit, die auf uns Allen mit eisernem Drucke lastet, aber die freie Seele muß Widerstand leisten, wenn sie dem Drucke nicht erliegen will. Noch ist nicht Alles verloren: sollen auch Tage größerer Prüfung kommen — und fast sehe ich sie voraus — so sind Sie und die Ihren doch nicht von Freunden ganz verlassen. Gewiß nicht, ich selbst — Sie geben mir das Recht, mich zu ihnen zu zählen — ich selbst kann und will versuchen, die Ursache Ihrer Bekümmerniß zu beseitigen, und ich habe das Zutrauen, daß es mir gelingen wird. Nach dem Feste, übermorgen schon, reise ich ins Gebirge hinauf: mir stehen, als dem Geschäftsführer des Armeelieferanten, die Wege und Straßen durch die von unsren Truppen besetzten Gegenden bis ins Gebirge offen. Vielleicht gelingt es mir, noch zur rechten Zeit bis in Ihre Heimath vorzudringen und alle Ihre dort zurückgelassenen Besitzthümer zu bergen — —“

„Nein, nein“, rief Zierle, wie aus einem Krampfe sich losringend, „das werden Sie nicht, das lasse ich Sie nicht thun: um meines Besitzthums willen dürfen Sie Ihr Leben nicht in Gefahr bringen. Sie denken edel, ich weiß es; und ich kenne Sie schon so gut, daß ich einen treuen Freun-

desdienst von Ihnen anzunehmen nicht aus falscher Ziererei mich bedenken würde; es würde mich nicht drücken, Ihnen Dank schuldig zu sein — aber Ihr Leben dürfen Sie nicht aussetzen.“ —

„Fürchten Sie nicht für mein Leben; ich weiß in solcher Lage Vorsicht mit der nöthigen Unerschrockenheit zu vereinigen. Glauben Sie mir: in die Höhle des Drachen werde ich nicht hineinsteigen, um den Schatz zu heben“ — fügte er lächelnd hinzu — und ich werde mich nicht schämen, schlimmsten Falls auch als thatenloser Ritter, ohne das Abenteuer bestanden zu haben, zu — meiner Dame zurückzukehren. — Hier haben Sie meine Hand darauf.“

Die junge Frau nahm die ihr dargebotene Rechte und ließ ihre Hand ohne Gegendruck eine Weile in derselben ruhen; sie fühlte, wie die Hand des kräftigen Mannes, die ihrige fest umschließend, zitterte, wie jede Sehne zuckte, mit einer einzigen Bewegung sie an sich heranzuziehen und gegen sein pochendes Herz zu pressen. Sie war sich dessen bewußt, daß, wenn er es thäte, wenn er sein Haupt zu ihr herniederneigte und die brennenden Lippen ihr auf Stirn und Mund drückte, sie nicht die Kraft haben würde, ihm einen Widerstand entgegenzusetzen; ja, daß sie mit seligem Wohlgefühl wie ein müdes Kind in den Mutterschooß, nach den Spannungen eines mühevollen Tagewerks in die Arme dieses treuen Mannes sinken würde. — Bernhard aber kämpfte den anbrausenden Sturm seiner Gefühle mit der auch im Momente der Leidenschaft noch ihrer selbst mächtigen Manneseele in sich nieder. Mit klarem, freudestrahlendem Auge schaute er nur der bewegungslos und doch tiefbewegt mit verhaltenem Athem gegenüberstehenden Frau in das süße, vom bleichen Mondeslicht übergossene Gesicht, das in seinem rührenden Lächeln, in dem schämigen Niederschlagen der Wimpern, ja in jedem seiner

reizenden Linien eine Fülle herrlicher Liebesverheißungen für die Zukunft ihm entgegentrug. Dann preßte er auf die — wer weiß wie lange sprachlos festgehaltene, ohne Gegendruck an die feine geschmiegte Hand einen bebenden Kuß und verließ den Garten in dem Augenblicke, als die zurückkehrende Mutter die Thür öffnete.

Die Mutter konnte sich Zierle's Wesen nicht erklären, die ihre frühere große Bestürzung auf einmal überwunden zu haben schien, wiewohl sie sich jetzt von der Vergeblichkeit der Nachsuchungen nach dem Kästchen überzeugen mußte. — „Mutter!“ — rief die junge Frau in einer ihr ganz ungewöhnten Erregung — „er will es selbst herbeischaffen, er will hinreisen und Alles, was mein ist, retten: — Nicht wahr, er darf es nicht! Gott wird uns nicht verlassen. Welch ein — edler, herrlicher Mann!“ — Und fast gereute sie es schon, diese Worte so ungestüm vor der Mutter ausgestoßen zu haben. Sie stürzte dieser an den Hals und barg ihr Gesicht an dem mütterlichen Herzen. Lea wußte nicht wie ihr geschah und doch ahnte sie fast den Zusammenhang. — „Ja, mein Kind, ein seltner Mann und doppelt werth in dieser schweren Zeit. Treu und lauter wie Gold. Glücklich, wem er als Lebensstütze zufällt.“ — Lea fühlte, wie alle Glieder der Tochter erbebten und wie sie mächtig gegen ein überwältigendes Gefühl in sich rang. Tief ergriffen von der raschen, fast blitzartigen Gewalt, mit welcher diese Empfindung in das Herz der jungen Frau Eingang gefunden, hob sie sanft ihr Haupt in die Höhe, streichelte ihre Stirn und flüsterte ihr zu: „Nur ruhig, mein herziges Kind; Gott fügt es oft wunderbar und was zusammengehört, kommt zusammen wie Magnet und Eisen, es mag dazwischen liegen, was da will.“

„Mutter!“ — rief Zierle, wie von einem Gedanken aus dem Hinterhalt erfaßt, beinahe aufschreiend und in eine Fluth

von Thränen ausbrechend — „Mutter, wie sprichst Du nur, willst Du mit meinem Grame spielen — darf ich an einen Mann so denken, bevor ich — frei bin?“ —

Lea fuhr mit der Hand gegen die Stirne, als tadelte sie sich selbst ob ihrer Unbedachtsamkeit, schüttelte das Haupt, nahm Zierle sanft bei der Hand und führte sie in's Haus.

Unterdessen hatte Bernhard sein einsames Stübchen erreicht und sein Lager aufgesucht, auf dem er sich lange ruhelos, von ungestümer Gedankenjagd verfolgt, wälzte. Endlich umfing ihn die linde Gewalt des Schlummers. Im Traume fuhr er wieder dahin auf den plätschernden Wogen, in denen sich der blaue, sonnenbeschienene Himmel spiegelte. Am Ufer, bald von dem Waldessaume bedeckt, bald zwischen den ehrwürdigen Eichen hervorschimmernd, wandelte eine weibliche Gestalt, den wehenden Brautschleier im Winde flatternd, — es war Zierle. Er wollte zu ihr hinüber, aber die Gewalt des Stromes stieß das schwanke Fahrzeug gegen das andere Ufer zurück, wo aus den schaumspritzenden Wellen der geschniegelte Lockenkopf Schimme's, des Tenoristen, auftauchte und die Luft durch einen hellen Triller erfüllte, von dessen Gewalt der unruhige Schläfer erwachte.

V.

Issru-Chag.

Der erste Werktag nach einem hohen Feste behielt im Kreislauf des altjüdischen Familien- und Gemeindelebens noch einen gewissen feiertägigen Anstrich. Im Kalender war er nicht nur — wie man zu sagen pflegt — roth verzeichnet, sondern mit dem schönen sinnbildlichen Namen: Issru-Chag,

belegt, was so viel bedeutet wie: „bindet das Fest“, und die Mahnung in sich schloß, das Fest gleichsam wie einen scheidenden Gast nicht so leicht entschlüpfen zu lassen, sondern, sei es auch schon im schlichten Reisegewande, noch einen kurzen Tag zu fesseln und festzuhalten. Es war so natürlich, durch diesen Nachschimmer von Freude den so kargbemessenen Reiz eines gar zu öden Alltagslebens um ein Weniges zu erhöhen. Hinter dem Feste und seiner idyllischen Poesie des geschmückten Hauses stand lauernd und grinsend der harte, unbarmherzige Kampf um das elende Dasein, die hohläugige Sorge des Armen um das tägliche Brot, wie die Angst des Reichen um die mühsam aufgespeicherten Schätze, die eine einzige böse Stunde wie Spreu in alle Winde verwehen konnte. Der weihevolle Feiertag aber brachte seliges Vergessen aller Leiden und Entbehrungen; er stimmte die Seelen auf einen gehobenern Ton und dieser sollte nicht ohne sanften Nachhall in dem wüsten Lärm des geschäftlichen Treibens ersticken; er sollte noch eine kurze Weile im Gemüthe fortklingen, wie auch der Duft der kostbaren Specereien, mit denen man den Festsabbat verabschiedete, die Räume des Hauses noch lange erfüllte, nachdem die geweihte Habdalah-Kerze in dem ausgegossenen Festweine ihr letztes Fünkchen zischend verhaucht hatte.

Auf solche Halbfeiertage versparte man in früherer Zeit darum gerne, als glückverheißend, wichtige Veranstaltungen, wie Verspruch und Hochzeit und allerlei Weihehandlungen für neue Unternehmen. Auch die feierliche Verkündigung der von dem würdigen Obervorsteher Fischel Moses erwirkten Königlichen Erlaubniß zum Ankauf und Ausbau des Häuschens hinter der Antonigasse für ein jüdisches Spital und die Berathung über die Aufbringung der weiteren Mittel zu diesem heiligen Werke sollten deshalb an einem solchen Tage stattfinden. Als daher in den frühen Morgenstunden bekannt wurde, daß eine

Versammlung der Aeltesten in der Gemeindestube angesagt sei, und welcher Gegenstand dort verhandelt werden würde, da gab sich in der Gemeinde eine freudige Bewegung kund, und von stummen Lippen stieg manch stiller Segenswunsch empor auf das greise Haupt des edlen Urhebers dieser Unternehmung, der bei Allen in Ehren stand. So war es auch mehr als bloß müßige Neugier, was viele Gemeindemitglieder, die sich an dem heutigen Nachfesttage noch ihrer geschäftlichen Thätigkeit enthielten, antrieb, in der Nähe der „Kahalstube" auf dem Roßmarkte stundenlang herumzustehen und auf die sich versammelnden Vorsteher zu harren, um von dem einen oder dem andern ein Wörtchen über die Neuigkeit des Tages zu erhaschen. Den hier Wartenden stellte sich zunächst aber noch ein andres düstres Bild entgegen, gleichsam die Nacht- und Schattenseite des Gemeindelebens, die sich hinter dem milden Lichtschimmer dieses Nachfestmorgens traurig versteckte. Wir aber dürfen auch diese dunkle Region nicht beschönigend verhüllen, wenn wir ein volles und treues Bild der Menschen und Dinge jener Zeit entrollen.

Im Untergeschoß des Hauses auf dem Roßmarkte, in dessen oberen Räumen sich die Vorsteher zu ihrer Sitzung versammelten, befand sich nämlich die Kanzlei des „Judenamtes", einer königlichen, aus einem Director, mehreren Räthen und Assessoren nebst Secretairen, Schreibern und Dienern zusammengesetzten Behörde, welcher die Verwaltung aller das politisch-administrative Gebiet berührenden „Judensachen" übertragen war. Vornehmlich gehörte die Handhabung der gar strengen Fremdenpolizei und die Einziehung der mannigfachen Gefälle für dauernden oder vorübergehenden Aufenthalt, denen die Einzelnen unterworfen waren, neben dem festen Canon, den die Gemeinde als solche aufzubringen hatte, zu den Obliegenheiten des „Judenamts". In einem tiefen,

schmalen und dunklen Flur, der rechter Hand in die düstern Kanzleistuben, im Hintergrunde aber zu der Treppe des ersten Stockwerks führte, wo die besseren Amtslocalitäten des Collegiums und die sogenannte „Kahal-Stube“ für die Aeltesten lagen, regte sich schon am frühen Morgen ein wirrer Knäuel von unzähligen Männern, Frauen und Kindern; traurige Gestalten, aus deren von Armuth und Elend gekennzeichneten Mienen, wie aus ihrer Tracht und Gebahrung, dem Beschauer der ganze Jammer ewiger Heimathlosigkeit entgegenstarrte. Ein wüstes Lärmen und Summen, ein Drängen und Stoßen, ein Schreien und Rufen in kaum verständlichen Mundarten, erfüllte den engen Raum, den die Aufseher vergeblich für die im Oberstock sich versammelnden Aeltesten frei zu halten sich bemühten. Der größte Theil der hier zusammengepferchten Männer in zerlumpten, bunt zusammengesetzten Trachten und der Weiber mit kleinen Kindern auf den Rücken und in den Armen, war diesen Morgen als unbefugte fremde Eindringlinge aufgegriffen und nicht ganz ohne Gewalt vor's Amt gestellt worden. Einige von ihnen drängten sich an die vorübergehenden Vorsteher heran, um unter wirrem Durcheinanderschreien, Bitten, Heulen und Händeringen, Schutz gegen die Ausweisung oder doch eine Zugabe zu dem kärglichen Almosen zu erbetteln, welches ihnen von Gemeindewegen in der Amtsstube als Wegzehrung noch verabreicht wurde. Andre verhielten sich ruhiger und anständiger, und kennzeichneten sich schon dadurch, wie durch ihr bessres Aussehen als Einheimische, die entweder um rückständiges Gefälle oder wegen eines Vergehens gegen die zahlreichen fremden-, sicherheits- und gewerbepolizeilichen Vorschriften vor Amt geladen waren.

Sie alle wurden aber bald wie durch magische Gewalt in Ruhe versetzt, als ein großer, starkknochiger Mann, der durch

ein blinkendes Metallschild auf der linken Brust sich trotz seiner jüdischen Tracht als eine Amtsperson darstellte, auf dem Schauplatz erschien und nachdem er mit einem eigenthümlich schielenden Blicke die tobende Menge gemustert, unter kräftigem Schwingen seines wuchtigen Rohrstockes mit durchdringender Stimme allgemeine Stille gebot. Der Mann, dessen Erscheinen solche Gewalt ausübte, war der „blinde Jekef“, im Volksmunde außerdem noch mit dem wenig ehrenden Beinamen „der Schnüffler“ belegt, weil er das zwar von der Gemeinde bestellte, aber darum nicht weniger verhaßte Amt des Fremdenaufsehers und Steuerexecutors mit den Augen eines Argus und mit der grausamen Unbarmherzigkeit des Höllenrichters handhabte. Sein, wenn auch nicht blinder, so doch jedenfalls schielender und leider auch auf manche friedliche und behagliche Existenz oft scheel blickender Amtseifer, wo es galt, ein Polizeiwild aus dunklem Verstecke aufzustören und zu hetzen, kannte weder Milde noch Schonung; und da ihm in seiner Stellung auch eine gewisse staatliche Autorität beiwohnte, die ihn für seine zahlreichen Gegner unantastbar machte, so vergalt ihm die Menge nur mit jener stummen Verachtung, welche überall der wohlverdiente Lohn der Denuncianten und sonstiger brutaler Helfershelfer der Gewalt ist. „Blind Jekef“ entschädigte sich für die Verachtung seiner Glaubensgenossen mit dem stolzen Bewußtsein, der gefürchteteste Mann in der Gemeinde zu sein, dessen Gunst so viel werth war, wie die des Amtsdirectors selbst. — Für die Zwecke seiner obern Dienstbehörde entwickelte er übrigens eine unschätzbare Kraft. Er hatte die polizeiliche Taktik in Verfolgung seiner Opfer nach allen Richtungen zur vollendeten Meisterschaft ausgebildet. Seinen Netzen entging selten ein fremdes Wild in dem Gehege des Breslauer Ghetto's. Am liebsten und wirksamsten hielt er diese Treibjagden, wie eben heute, unmittelbar

am Ausgange der hohen Feste ab, weil er wußte, daß besonders in solcher Zeit die zahllosen Schlupfwinkel der „Fechtschule“ und des „goldnen Hirsch“ überfüllt waren mit fremden „Gästen“, denen das Mitleid der einheimischen Glaubensgenossen einen Platz an dem reichlicher als gewöhnlich versorgten Feiertagstische gegönnt haben mochte. Den einheimischen Armen hingegen, die mit ihren Abgaben im Rückstande waren, pflegte er gewöhnlich spät an den Vorabenden der Sabbathe und Feste seine gefürchteten Besuche zu machen, sicher, daß er zu solcher Stunde irgend einen Gegenstand „zum Abpfänden“ finden werde, den die schlaue Vorsicht an andren Tagen seinen Späherblicken zu verbergen wußte: sei es den siebenarmigen Leuchter, der den Festtisch erhellen sollte, oder eine mit Inschriften gezierte zinnerne Schüssel, oder einen schweren silbernen Löffel oder ein andres kostbares Geräth, das nur an bevorzugten Tagen zum Vorschein kam. Wehe den Aermsten, die in solchen kritischen Momenten ihre Geldschuld nicht tilgen konnten: die theueren Erbstücke wanderten in die Pfandkammer, das Fest war seines Schmuckes braubt, und der Hammer des Versteigerers, den wieder kein anderer als Jekef schwang, schwebte drohend über dem letzten Kleinod der Familie.

Nach und nach hatte sich der lärmende Troß der heimathlosen Vagabunden gelichtet, die in einzelnen Haufen aus dem dunklen Flur in die Vorstube der Kanzlei eingelassen und von da wieder mit ihren „Laufpässen“ versehen auf die Straße geschickt wurden, um unter Begleitung von Aufsehern bis vor die Stadtthore gebracht und in die ungastliche weite Welt — „abgeschoben“ zu werden. Blind Jekef gab einem Jeglichen von ihnen noch einen „Denkzettel“ mit auf den Weg, sei es einen derbfreundlichen Schlag, oder eine grausame Mahnung, sich nie wieder, bei harter Leibesstrafe, hier betreten zu lassen. Nunmehr wendete sich seine obrigkeitliche Sorgfalt

der minder zahlreichen Gruppe der einheimischen „Inculpaten“ (wie er sie im Amtsstyl nur zu gerne titulirte) zu, die wegen irgend eines Vergehens gegen die öffentliche Ordnung hier ihrer Ahndung durch den Spruch des Amtes mit bangem Herzen entgegenharrten.

Alle diese wurden in die düstere Amtsstube eingelassen wo hinter einer Schranke, an hohen, mit den Rückwänden gegen einander aufgestellten, von Acten und Papieren überfüllten Schreibtischen der gestrenge Amtsassessor und Sekretarius Wurffbain und seine Schreiber postirt waren. Der erstere kehrte den Eintretenden mit ehrfurchtgebietender Steifheit seine Rückseite zu, die sich von dem hohen Reitschemel in solcher Würde präsentirte, daß den Schuldbewußten schon das Herz im Leibe zitterte, ehe sie noch des gefürchteten, strengblickenden Antlitzes dieses hochgebietenden Mannes ansichtig wurden. Nur das niedliche Zöpfchen, welches über den Kragen des röthlich schillernden Plüschrockes herunterhing, und bei jeder Bewegung des gepuderten Kopfes an die weit zurückragende Fahne des mächtigen Gänsekiels hinter dem rechten Ohr des Sekretärs anschlug und wie ein Pendel hin und her tänzelnd in gleichmäßigem Tacte sich bewegte, sänftigte einigermaßen die bange Stimmung und mäßigte das Furchtbare der Situation in den Gemüthern der angstvoll Harrenden.

Der Gedrückteste und Aengstlichste unter diesen war ohne Zweifel Koppele, der uns wohlbekannte Lenker des schwarzbehangenen Leichenwagens, in dessen Innern, wie einst die Trojaner in dem Bauche des hölzernen Pferdes, der unglückliche Mann unbewußt sein eigenes Verhängniß mit in die Mauern der Stadt hineingeführt hatte. Wie viele traurige, böse Stunden waren dem armen Seelenführer schon daraus erwachsen, daß er, um das Verderben von der frommen Gemeinde abzuwenden, im guten Glauben einen heiligen Mann aus dem ge-

lobten Lande in der Todtenbahre in die Stadt eingeschmuggelt und einige Stunden bei sich beherbergt hatte! Wie war ihm um dieses unschuldigen, in seinen Augen sogar verdienstlichen Werkes willen, der verflossene Festtagsgenuß verleidet worden, daß ihm kein Bissen gemundet, kein Schlaf erquickt, sondern die Angst um seine ganze Existenz, ja vielleicht um sein theures Leben, wie ein aus heitrem Himmel entsprungenes Ungewitter drei Tage lang über seinem Haupte geschwebt hat. Und nun sollte sie sich über ihn entladen, die drohende Wetterwolke; nun stand er dem gefürchteten Herrn Sekretarius gegenüber — zum ersten Mal in seinem makellos verflossenen Leben; nun grinste ihn mit einem stechenden Blick seines schielenden Auges der schreckliche Jekef, sein heimtückischer, lauernder Feind, höhnisch an, als wollte er ihm zurufen: „So, nun sitzest Du auch einmal in der Dinte, Du frommer, ehrbarer Einfaltspinsel Du, und das recht tief und unrettbar, und wer Dich hineingebracht hat, das bin ich, Jekef, der Mann Deiner leibhaften Muhme, der schönen Freudchen, und Du weißt es auch; — warum". —

Und so war es in der That: wer den armen Koppele, den friedfertigsten, gesetzmäßigsten aller Bewohner des Ghettos, der nie mit der Polizei einen Conflict gehabt, nie mit seiner Abgabe im Rückstand geblieben, dennoch „in's Unglück" gebracht, war kein andrer, als der blinde Jekef. Die „schöne Freudchen", welche in ihren besseren Tagen sich bei den toleranten Officieren der Garnison einen ausgezeichneten Ruf als Nähterin und Feinwäscherin erworben hatte, und nachdem die Blüthen eines wechselvollen, zum Theil stürmischen Jugendlebens abgestreift waren, unter der schützenden Flagge des Judenamtsexecutors in den Hafen einer zwar kinderlosen, aber um nichts weniger glücklichen Ehe eingelaufen war — sie hatte vielleicht das ihrige dazu gethan, um ihren hoffärtigen Vetter

Koppele, der sich ihrer „schämte“ und von der nahen Verwandtschaft mit ihr seit einer nicht näher zu bezeichnenden, weitzurückliegenden Katastrophe in ihrem bewegten Leben schlechterdings gar nichts mehr wissen wollte, endlich doch auch einmal fühlen zu lassen, daß man der Gattin des Amtsaufsehers und Executors nicht ungestraft die ihr gebührende Ehre abschneiden und sie in den Augen der Welt durch hochmüthiges Zerreißen aller geheiligten Bande des Blutes so tief herabsetzen dürfe. — Noch nie hatte sich eine Gelegenheit geboten, den friedfertigen Mann in das Garn zu fangen, so sehr der Schnüffler danach lauerte. Nun hatte der Zufall ihm den Feind in die Hände gespielt und nun sollte er den langaufgesparten Rachekelch bis auf die Neige leeren.

Aber was hatte der gute Leichenführer, der keiner lebenden und keiner todten Seele je etwas zu Leide gethan, denn so Schreckliches begangen, daß er wie ein Verbrecher hier vor dem furchtbaren Amtssecretär stand und wie Espenlaub zitternd sein Urtel gewärtigte?

Das hatte ihm der Schnüffler bereits am ersten Festabende mit schadenfroher Eilfertigkeit klargemacht, als er ihn an der Eingangspforte des „Wassermanns“ auf dem Judenplatze, in der Nähe seiner bescheidenen Wohnung dastehen sah, wie er nach allen Seiten ungeduldig ausblickte, als ob er auf Jemand wartete, der immer noch nicht kommen wollte.

„Wartest noch immer, Vetter Koppele“ — hatte da der Schnüffler ihm mit spitzem, scharfen Ton zugeraunt — „wartest noch immer auf Deinen feinen Gast, den Du heut morgen durch den Riembergshof hinter den Heringsbauden am Salzring und durch den engen Eisenkram bis — nun, ich brauche Dir nicht zu sagen, bis wohin geführt hast; — den saubren Gast, den Du unbefugt in Herberge bei Dir gehalten, den Du beim Amt nicht angemeldet und den Du durch die Stadt zum Betteln

bei vornehmen Leuten umhergeführt hast! Nicht wahr, Du glaubtest Dich am frühen Morgen nicht beobachtet und wolltest jetzt in der Dämmerung wieder, wie Du meinst, ungesehen, den ausgeflogenen bunten Vogel in Deinem stillen Nest aufnehmen, um die Behörden fein zu hintergehen? Aber man hat Dich wohl gesehen, Du scheinheiliger Duckmäuser, der sein Amt mißbraucht, um verdächtiges Gesindel in die Stadt einzuschmuggeln. Man hat Dich gesehen, und man weiß Alles. Hier hast Du die Ladung vom Hochwohllöblichen Judenamte, Freitag früh, Punkt neun Uhr bist Du dort, sonst werden wir Dich holen; — ich wünsche Dir übrigens einen vergnügten Jomtow (Feiertag)!"

Mit diesem ironischen Gruße hatte der arglistige Angeber den armen Sünder stehen lassen, der ordentlich vor sich selbst erschrak, als ihm so seine harmlosen Thaten in dem grellen Wiederschein einer doppelt und dreifach strafbaren Schuld vorgeführt wurden.

In Wahrheit tappte der Schnüffler über die beiden wichtigsten Punkte seiner Anklage im Dunkeln, nämlich darüber, wann und wie der orientalische Jude, den er allerdings am Morgen jenes Tages in Koppele's Begleitung in der bezeichneten Richtung bemerkt hatte, in die Stadt gedrungen und wo derselbe sich jetzt versteckt halte. Daß der Leichenführer das Einschleichen von Fremden in die Stadt begünstigt haben sollte, schien dem gewitzigten Polizeimann selbst sehr unwahrscheinlich; er spielte hierauf nur entfernt an, um „auf den Busch zu klopfen" und den Angeschuldigten zu einem Geständniß über den letzten Punkt zu bringen. Dieses Geständniß hätte aber selbst die Tortur dem armen „Seelenführer" nicht zu entreißen vermocht; denn auch für ihn war der heilige Jeruschalmi seit jenem Morgen spurlos verschwunden. Als er nämlich sich erboten hatte, den verehrten Fremdling

gleich in der Frühe, nachdem beide sich einen kurzen Schlummer vergönnt und einen Morgenimbiß eingenommen hatten, zu einem der angesehenen Vorsteher- oder zum Oberrabbi zu geleiten, hatte jener dies Erbieten abgelehnt, vielmehr seinen Herbergsgeber unter geheimnißvollem Flüstern gebeten, ihm den Weg nach dem Ordenshause der Chorherren „vom rothen Stern", in der Nähe des Vincenzklosters zu weisen.

Das Erstaunen des schlichten Mannes über dieses, für einen Juden aus dem gelobten Lande gewiß seltsame Wanderziel beschwichtigte der um keine Ausrede verlegene Orientale durch das gläubig hingenommene Märchen, daß er an den Comthur des Ordens einen wichtigen Brief zu bestellen habe, von dem fränkischen Consul in Jerusalem, der sich allezeit wohlwollend gegen die israelitische Bevölkerung der heiligen Stadt erwiesen und auf ihre Dankbarkeit Anspruch habe. Um aber keiner Mißdeutung ausgesetzt zu sein, möchte er auf dem kürzesten oder unbemerktesten Wege dorthin geleitet sein, er werde spätestens zu Mittage in die Herberge zurückkehren.

Seitdem Koppele aber das blaue Obergewand des heiligen Mannes hinter dem Außengitterthor des Vincenzklosters verschwinden sah, war jede Spur des Fremdlings verloren. Eine Nachfrage bei den Chorherren wagte der arme Mann aus naheliegenden Gründen nicht, und als der Abend herangekommen und auch die Nacht verstrichen war, ohne daß der Gast zurückkehrte, so regte sich in des frommen Mannes Seele der gerechte Zweifel, ob es in der That eine irdische Erscheinung und nicht vielmehr ein Bewohner des Geisterreichs oder gar der Engel einer gewesen, der ihm auf dem nächtlichen Heimwege unter den gespenstischen Pappeln im Mondschein begegnet war und den er, wie einst der Erzvater Abraham unter seinem Dache bewirthet hatte. Diesen erhebenden Ge-

danken wälzte er noch am Morgen des Gerichtstages in seinem bedrängten Gemüthe hin und her, während er dastand und des Aufrufs wartete, näher an die Schranken heranzutreten. Und je fester er sich an diesen Gedanken klammerte, desto sicherer wurde seine Fassung, desto reifer der Entschluß, in Allem die reine Wahrheit zu gestehen und desto unumstößlicher die Zuversicht, daß Gott durch jenen Engel oder auf andere Weise ein Wunder zu seiner Rettung vollbringen werde.

So war der gefürchtete Augenblick herangenaht. Koppele trat vor, verbeugte sich vor seinem Inquirenten und sah ihm treuherzig in die hinter eine Brille versteckten, kleinen grauen Aeuglein, welche mit lebhaften Zwinkern den „Inculpaten" zu durchdringen suchten.

Auf Befragen erzählte dieser Alles, was ihm mit dem Jeruschalmi begegnet war, haarklein wieder und verhehlte mit naiver Einfalt seinen Glauben nicht, daß, da sich die Erscheinung des Fremden ja vollständig in Dunst aufgelöst, derselbe ein überirdischer Sendbote des Himmels gewesen sein müsse, der sich seiner, als eines unwürdigen Werkzeugs bediente, um die Gemeinde von der Sündenschuld zu befreien, daß sie in dieser schweren Zeit die heiligen Satzungen nicht nach der Vorschrift vollziehen könne.

Der Sekretär Wurffbain, der in seiner langjährigen amtlichen Stellung schon manches Beispiel eines ausgesuchten und originellen Vertheidigungssystems erfahren hatte, war einen Augenblick stutzig, ob er es hier mit der raffinirtesten Verschmitztheit oder der einfältigsten Geistesbeschränktheit zu thun habe. Selbst der Schnüffler schien verblüfft und wußte nicht, was er an der seltsamen Erzählung für wahr halten sollte. Beiden kam die Angelegenheit aber wegen der abenteuerlichen Art, in der der Fremdling sich in die Festung

einzuschleichen gewußt, jetzt erst viel bedenklicher vor, als sie früher vermuthet hatten. Sollte der Eindringling ein verdächtiges Subject, vielleicht gar ein Spion gewesen sein? Sollte man die Sache an die große Glocke schlagen und in dem vornehmen Convent der Chorherren eine Nachsuchung halten? Hätte der Schnüffler nicht „amtseidlich" versichert, daß er den Angeschuldigten mit dem genau beschriebenen Fremden an jenem Morgen in der Richtung nach dem Kloster zu gesehen, so wäre der Amtsassessor nur zu geneigt gewesen, die ganze Geschichte in der That für eine Ausgeburt der von Geisterspuk erfüllten Phantasie des Leichenführers zu erklären.

Schon kurz nach dem Beginne des Verhörs waren ganz stille und unbemerkt unser Freund Bernhard und Abraham Götschel, der uns von dem Dyhrenfurter Friedhofe noch erinnerliche Wochenvorsteher der „heiligen Brüderschaft" eingetreten, ersterer um ein geschäftliches Anliegen bei dem Amt anzubringen, letzterer, um seiner Gewohnheit nach auf dem Gange zur Gemeindesitzung im Vorbeigehen seinen alten Spezialfreund und Gönner, den Herrn Amtsassessor und Sekretär mit ein Paar flüchtigen Worten zu begrüßen und mit ihm eine Prise auszuwechseln. Beide waren auf diese Weise mit Staunen Zeugen der ganzen Verhandlung geworden und verkannten nicht die Gefahr, in der Koppele schwebte, wenn der Amtssekretär nicht schließlich dahin neigen sollte, die Sache als eine Farçe zu betrachten, die sich Jemand mit dem einfältigen, abergläubischen Leichenführer gemacht habe. Bernhard ergriff rasch die Partei des Unglücklichen und suchte im Flüsterton, aber so eindringlich als möglich, den ihm bekannten Einfluß des Armenvorstehers auf den Amtsgewaltigen zu Gunsten des armen Opfers zu gewinnen. Seine Bemühung war nicht verfehlt. Abraham Götschel trat im geeigneten Moment an die Schranke und benutzte die nachdenkliche Pause

des Amtssekretärs, um einen unterthänigen Morgengruß anzubringen und jenem die von frischem Cuba duftende Dose entgegen zu reichen. — Herr Wurffbain erwiderte den Gruß mit freundlichem Nicken und öffnete auch seinerseits mit der Grazie des vollendeten Weltmannes die aus der Seitentasche seines Amtsrockes bedächtig hervorgeholte silberne, innen fein vergoldete Tabatiere, nachdem er den mit einer eingravirten Inschrift versehenen Deckel wohlgefällig betrachtet hatte. Die Darreichung der silbernen Tabatiere durfte Abraham Götschel in diesem kritischen Augenblicke sicherlich als ein untrügliches Zeichen der hohen Gunst ansehen, in welcher er bei dem Herren Amtsassessor stand, wie einstens der schönen Esther die Berührung mit dem goldnen Scepter des Königs Ahasverus das Signal war, unverzagt mit ihren kühnsten Anliegen vor den erhabenen Gebieter zu treten. Denn diese Tabatiere war ein Geschenk, mit welchem Abraham Götschel den Amtsassessor bei der Feier seines fünfundzwanzigsten Dienstjubiläums in sinnreicher Weise überrascht hatte, indem er diese, aus eignen Mitteln angeschaffte, kostbare Dose dazu benutzte, um das officielle Angebinde der Gemeinde, welches in fünfundzwanzig wohlgeränderten, vollwichtigen Ducaten bestand, unter einer Schicht von starkduftendem Nießpulver versteckt, dem würdigen Jubilar zu überreichen. Derartige Aufmerksamkeiten harmonirten mit den Anschauungen der Zeit und enthielten in keiner Weise eine verblümte Versuchung zur Pflichtwidrigkeit. Bis zur höchsten Spitze der Amtshierarchie hinauf ließ man sich solche gefallen; sie galten nicht als erzwungener Tribut, sondern als eine freiwillige „Ehrung“ wurden sie geboten und angenommen. So vermittelten sie ein Verhältniß freundlicher Vertraulichkeit zwischen den herrschenden und den gehorchenden Kreisen, die durch unübersteigliche Schranken bureaukratischer Abgeschlossenheit im Uebrigen auf's Schroffste von einander geschieden waren.

Mit einer artigen Verbeugung die dargebotene Tabatiere zurückgebend, that Abraham Götschel, als ob er erst jetzt die Anwesenhenheit Koppele's gewahr wurde und fragte voll Erstaunen, was seinen jederzeit makellosen Untergebenen vor die Schranke des Amts geführt habe? Als ihm der status causae in Kurzem mitgetheilt worden, sagte er mit angenommener Entrüstung: „Herr Sekretär, es ist unverantwortlich, daß man Ihre kostbare Zeit mit solchen Narrenspossen in Anspruch nimmt. Koppele ist, mit Respect vor dem Herrn Amtsassessor zu vermelden, ein dummer Einfaltspinsel, mit dem sich ein ausgemachter Schalksnarr einen Scherz gemacht hat. Ich habe den fremden Mann in Dyhrenfurt selbst gesehen und ich müßte nicht dreißig Jahre Armenpfleger gewesen sein, um ihn nicht auf den ersten Blick auszukennen. Er war ein ganz gewöhnlicher Lustigmacher und Hochzeitsmarschalk, ein Schnorrer, der, um besser zu reussiren, sich zur Abwechslung in die bunte orientalische Jacke gesteckt hat, welche den Weibern und Kindern ehrwürdig erscheint."

„Es ist aber doch ein unangenehmer casus, Freund Abraham", murmelte der Sekretär, indem er sich mit der Feder hinter die Ohren fuhr — „der unbekannte Eindringling latitiret annoch und kann nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Wenn ich auch von Polizeiwegen puncto der unterlassenen Anmeldung und unbefugter Beherbergung mich beruhigen wollte, so muß ich doch ratione des Belagerungszustandes der Commandantur pflichtschuldige Anzeige machen, um die Sache vom militärischen point de vue zu investigiren. — Hm, hm, da kann dieser, jedenfalls hinter's Licht geführte Gimpel, an dessen persönlicher Unschuld ich nicht zweifle, doch — salva venia — in des Teufels Küche kommen!"

„Gehen Sie, verehrter Herr Sekretär, was thun Sie damit! Excellenz, der Herr Gouverneur habe jetzt für andere wichtigere Sachen zu sorgen, als sich um einen hergelaufenen

Fastnachtsharlekin zu bekümmern. Jekef wird auf den Menschen vigiliren und er entgeht Ihnen doch nicht. Den Koppele werden der Herr Assessor, es sei wie es sei, in eine gnädige Ordnungsstrafe nehmen, die hat er ehrlich verdient, um seiner großen Dummheit willen."

Der Amtssecretär schien unschlüssig: nachdenklich faltete er die auf die Linke aufgestützte Stirne, die er dann wieder mit der Fahne seines langen Federkiels zu glätten suchte. Der blinde Jekef war nahe daran, diese für seinen Triumph bedenkliche Pause zu einer „submissen" Einsprache gegen die unverfängliche Auffassung des schlauen Vorstehers zu benutzen; aber ein strenger, finsterer Blick des Letztern, begleitet von einem verständlichen Räuspern, welches so viel besagte als: „warte du schlimmer Angeber, wenn du jetzt nicht schweigst und diesen harmlosen Gemeindediener in's Verderben drängst, so soll dich das deine Stelle kosten" — erstickte rechtzeitig das Wort auf den Lippen des Schnüfflers.

„Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, Herr Amtssecretär —; Sie werden den Vagabunden schon erwischen und den für seine Hinterlist, mit der er den einfältigen Mann verleitet hat, dafür doppelt strafen." Mit diesen Worten hielt Abraham wiederum über die Schranke hinweg dem schon besiegten Amtsvertreter die Dose entgegen, und winkte dem nun leichter athmenden Inculpaten, heranzutreten und seinem milden Richter eine de- und wehmüthige Dankverbeugung zu machen, als ob er seine Freisprechung schon verkündet hätte. — Herr Wurffbain hatte indessen, wie mechanisch, wiederum die Tabatiere hervorgeholt, klopfte mit den Fingern der Rechten einige Male auf den Deckel, und indem er sie geöffnet dem alten Freunde hinüberreichte und dann auch der eigenen Nase eine reichliche Dosis einflößte, sagte er mit möglichst barschem Ton: „Für diesmal soll es Ihm so durchgehen, Koppele; maßen

sein Herr Vorgesetzter für seine Moralität und bona fides einsteht, wollen wir die Sache hier sine strepitu applaniren und nicht erst bei der Militärbehörde anhängig machen; wegen Omission der vorschriftsmäßigen Meldung wird er jedoch zu einer Ordnungsstrafe von einem Reichsthaler condemnirt. Von Rechts wegen."

Damit schnellte er wie ein Akrobat auf seinem Reitsessel hoch in die Luft, als wollte er über den hohen Giebel des Schreibtisches vor ihm hinwegsetzen. In dieser Weise pflegte er aber nur dem gegenübersitzenden, hinter der Brüstung versteckten Schreiber bemerklich zu machen, daß er den Bogen falte und das Protokoll über den abgemachten Casus eröffne.

So war Koppele der schwersten Gefahr seines Lebens glücklich entgangen; Jekef machte eine bitterböse Miene und verfolgte ihn mit stechenden Strahlen seines schielenden Blickes bis zur Thür. Abraham Götschel schüttelte dem Amtssecretär die Hand, empfahl sich manierlich und stieg sodann die dunkle Treppe hinauf in die „Kahalstube", wo die Väter der Gemeinde immer noch nicht vollzählig beisammen waren, da sie sich in jenen Tagen der „Höflichkeit der Könige", nämlich der Pünktlichkeit noch nicht sonderlich zu befleißigen pflegten.

Unserm Freunde Bernhard machte sein Anliegen bei dem Amte inzwischen auch keine Schwierigkeit. Er setzte es, unter Berufung auf das Fürwort seines Prinzipals, das er bereits erwirkt hatte, ohne Mühe durch, daß der Amtsdirector der armen Wittwe des kürzlich verstorbenen Sopher, der Mutter Raphaels, für ihre Uebersiedelung in ihre frühere Heimath eine Frist von mehreren Wochen gewährte und sie einstweilen, als zum Famulitium des Generalprivilegirten Fischel Moses gehörig, nebst ihren Kindern in die Listen der Tolerirten übertragen ließ. In der nämlichen Sitzung der Aeltesten feierte auch Fischel Moses den Triumph, daß ihm selbst sein frühe-

rer Partner Abraham Kuh, der in allen Dingen dem wegen seines ewigen Widerspruchsgeists erworbenen Spitznamen: „der Generalpage“ alle Ehre zu machen pflegte, ausnahmsweise einmal nicht opponirte, als er die besagte Wittwe für das Amt der künftigen Spitalschaffnerin in Vorschlag brachte. So sehr war das Ansehen des Obervorstehers gestiegen, der in schwerer Zeit des Kriegs die Bewilligung zur Gründung des Spitals erwirkt und nun auch schon in den ersten Umrissen den Plan zur Erwerbung eines Grundstücks zu einem Friedhof für die Gemeinde vorlegte, ein Plan, der in der That schon in dem kurzen Zeitraum eines Jahres sich verwirklichte, obwohl der hochweise Rath der Stadt Breslau es nicht an Bemühungen fehlen ließ, um auch den seinerseits erforderlichen Consens hinzuhalten. Aber ein gemessener Befehl des Königs machte im Mai 1761 den Verhandlungen ein rasches Ende, und die verhältnißmäßig schnell angewachsene Gemeinde war in der so lange vergeblich ersehnten Lage, ihren Todten auf eignem Grund und Boden, und zwar in dem ehemaligen Langeschen Garten auf dem Schweidnitzer Anger, unmittelbar vor der Mauer der Stadt, ihr „ewiges Haus“ bereiten zu können. Auch hierbei bewährt sich Bernhard als treuer Gehülfe seines würdigen Prinzipals, dem er außer seinem eigentlichen Geschäft zugleich in Gemeindesachen als Geheimschreiber diente. Denn der treffliche Greis fühlte sich der Feder nicht sonderlich gewachsen und mochte dem etwas vorlauten Gemeindebeglaubigten, dem das Amt der Schriftführung von Rechts wegen oblag, nicht immer seine halbgereiften Pläne und Gedanken anvertrauen. — Das Andenken Fischel Moses hat sich trotzdem aber, wie es der Welt Lauf ist, nicht gerade lebendig in den Ueberlieferungen der Gemeinde erhalten, sondern ist in kaum merkbaren Spuren nur in einer der kärglichen Urkunden aus jenen Tagen zu finden, welche ein glücklicher

Zufall vor der Vernichtung bewahrt hat. Selbst Fischel Moses Grabstätte weiß der hochbetagte Wärter des nach einem Zeitraum von kaum hundert Jahren wieder geschlossenen alten Breslauer Friedhofes nicht mehr zu zeigen, weil der dazu gehörige Denkstein von der — Pietät der Amtsnachfolger sorglos dem Verfall preis gegeben wurde. Dagegen wußte der kundige Wärter unter wüstem Gestrüpp im Schatten eines verkümmerten Lerchenbaumes noch vor Kurzem dem begierigen Forscher den verfallenen Hügel nachzuweisen, der die Asche des ersten Bewohners dieser ehrwürdigen Todtenstadt birgt. Der darunter schlummerte war eben der leibliche Ahnherr des steinalten Wärters und kein Anderer als der in seiner Herzenseinfalt von dem falschen Jeruschalmi so arg gemißbrauchte Koppele. Ihm ward die Auszeichnung zu Theil, den Reigen derer zu eröffnen, die nahezu durch ein ganzes Jahrhundert sich hier zum ewigen Schlafe versammelten. Wie hatte sich der gute Mann darauf gefreut, daß er nicht mehr die meilenweiten Leichenfahrten nach Dyhrenfurt zu machen, sondern die letzte Herberge seiner schweigsamen Fahrgäste so hübsch in der Nähe haben würde! — Als der Friedhof geweiht wurde — so erzählte uns sein Enkel — sagte Koppele schmunzelnd zu seinem längst wieder begütigten Vorgesetzten Abraham Götschel: „Nun werde ich endlich auch einen bequemen Ruheposten haben.“ — Dabei warf er nach altem Todtengräberbrauch einen großen Feldstein so weit er konnte in den leeren Acker hinein, um die Stelle zu bezeichnen, wo demnächst das erste Grab gegraben werden sollte. Vier Wochen später wurde ihm selbst unter diesem Stein zum „ewigen Ruheposten“ gebettet, und die ganze Gemeinde erwies dem armen Manne die „letzte Ehre“, die er ein langes, wechselreiches Leben hindurch keinem seiner Gemeindegenossen je vorenthalten hatte.

VI.

Der Knoten wird gelöst.

O selige Zeit, da ein junges, lebensmuthiges Menschenkind zum ersten Male mit dem aufsprossenden Liebesfrühling im Herzen dahinschreitet über die sonnigen Gefilde, und von den rauschenden Wipfeln der Bäume über seinem Haupte und aus dem Silberschaum des murmelnden Waldbachs zu seinen Füßen, allüberall die süßtönende Stimme aus der eignen Brust widerhallt: Sie liebt Dich, sie liebt Dich.

So in Träumen verstrickt, mit allen Sinnen noch festgebannt an der trauten Stelle unter dem Fliederbaum im Gärtchen, wo beim schwülen Wetterleuchten der balsamischen Nacht die raschgewonnene Freundin in tiefer Erregung seine Hand gepreßt, die in der Erinnerung daran noch immer elektrisch nachzuckte — so welt- und zeitvergessen ritt Bernhard in der herrlichen Sommerfrische den Bergen entgegen und dachte dabei an nichts, als an den Augenblick seiner Wiederkehr: wenn er in das kleine Zimmer der Geliebten treten, das glücklich wiederaufgefundene Kästchen mit Hab und Gut wohlgeborgen ihr in den Schooß legen und ihren Dank in einem tiefen, unerschöpflichen Strahl ihrer freundlichen Augensterne empfangen würde. Trotz aller Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, hatte Bernhard den Vorsatz ausgeführt, in die jetzt als Schauplatz der Kriegsunruhen für gewöhnliche Reisende gar nicht zugängliche Gegend vorzudringen. Er hatte einen glücklichen Vorwand benutzt, einem der Fouqué'schen Reiterregimenter eine Koppel frischer Pferde, die beim Generalcommando in Breslau dringend requirirt waren, aus einem der von Fischel Moses bereit gehaltenen Lieferungsdepots unter eigner Begleitung zuzuführen; und diese halb militärische Mission gewährte ihm die Freiheit und den nöthigen

Schutz, um so weit als thunlich sein eigentliches Ziel zu verfolgen. — Noch war das verschanzte Lager bei Landeshut von den Oesterreichern besetzt, und der aus seiner guten Stellung verdrängte preußische General lauerte nur auf die Gelegenheit, zu beweisen, daß er „kein schlechter Kerl" sei, und auch unter der verzweifeltesten Anstrengung einem dreifach überlegenen Feinde gegenüber nichts unterlassen habe, um dem zürnenden Könige „seine Berge" wiederzugewinnen. Dies geschah denn auch, einige Wochen später durch Erstürmung jenes Lagers, freilich ohne bleibenden Erfolg. Denn Laudon gelang es bald, unter dem Toben eines heftigen Gewitters sich der Position wieder zu bemächtigen, wobei er das ganze preußische Corps nach einer Vertheidigung, die laut dem Urtheile des großen Königs „nur an den Thermopylen ihres Gleichen hatte," fast bis auf den letzten Mann vernichtete und den schwer verwundeten Führer zum Gefangenen machte.

Dies traurige Heldenschicksal stand dem trefflichen General damals noch bevor, als unser Freund Bernhard zu ihm stieß und unter Berufung auf seine frühere militärische Laufbahn und das in seinem geschäftlichen Verkehr mit den Armeeverpflegungsbehörden erworbene persönliche Zutrauen, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, die Erlaubniß erhielt, sich einem zur Recognoscirung der Umgegend ausgesandten Streifcorps anzuschließen, unter dessen Schutz er hoffen konnte, bis nach Schmiedeberg hinein zu gelangen.

Das kühne Wagestück glückte wider Erwarten und übte auf den ehemaligen Grenadier einen eignen, alle seine Lebensgeister anspornenden Reiz, den er lange nicht mehr gekannt hatte.

Im Morgengrauen eines regnerischen Tages hielt Bernhard, nachdem er sich von der kleinen Truppe getrennt, todtmüde von dem meilenweiten Ritte in unsichrer, finstrer Nacht

vor der Pforte eines kleinen Häuschens in einer abgelegenen Gasse. Das Städtchen, in welchem hie und da in Ruinen und Brandstätten die Merkmale höchst unwillkommener Streifbesuche wilder, feindlicher Horden sichtbar waren, lag noch im tiefsten Schlummer, und von Niemand beobachtet öffnete unser Freund die Räume, zu denen ihm Frau Zierle die Schlüssel mitgegeben. In einem harten Lehnstuhl wartete er den Sonnenaufgang ab; eine sittige Scheu hielt ihn ab, die hinter einer Gardine ganz verlockend winkende Lagerstatt der abwesenden Herrin zur kurzen Rast für seine matten Glieder zu benutzen. Der trübe Schimmer der ersten Sonnenstrahlen befreite ihn endlich aus dem Drucke peinigender Erwartung. Er ging an die Durchsuchung der Zimmer und Behältnisse. Wie muthete ihn da Alles so traulich an! In wohlgepflegter Ordnung standen die Gegenstände des Hausraths, der einen bescheidenen Wohlstand verrieth, an ihrem Platze: nirgends war eine Spur hastiger Flucht zu entdecken. Aber das gesuchte Kästchen war nicht zu sehen. Mit ängstlicher Genauigkeit durchmusterte der junge Mann zum zweiten und dritten Male alle Winkel in jedem Schrein — es war nichts zu finden. Endlich zog er, mit Ueberwindung des widerstrebenden Zartgefühls die Bettgardine zurück. Aber statt des erhofften Kästchens lag auf der rothen Damastdecke ein in Briefform gefaltetes Papier, das an dieser Stelle versehentlich liegen geblieben sein mochte. Bernhard griff danach und öffnete das Blatt mit unüberlegter Hast. Aber kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, als er — wie von einem unsichtbaren Pfeil getroffen — leise zusammenzuckte. In der auflodernden dunklen Röthe des Antlitzes und in dem Erbeben der festgeschlossenen Lippen verrieth sich eine seltsame innere Bewegung des sonst so kaltblütigen Mannes. Mehr als die viel versprechende Ueberschrift des von einer nicht ungeübten, männlichen Hand

herrührenden Briefes zu lesen, oder auch nur nach der Unterschrift zu blicken, dagegen bäumte sich sein Stolz und das, er wußte nicht wodurch, plötzlich tiefverwundete Gefühl seiner reinen Verehrung für die junge Frau, an die jene Zeilen gerichtet waren. „Liebenswürdige und liebreizende Zierle“ — hatte der Briefschreiber die Empfängerin apostrophirt; und dieser — wie sich Bernhard wenigstens einbildete — überaus geckenhafte und zudringliche Ton eines — wie er annahm — fremden Mannes einer jungen Wittwe gegenüber, erfüllte ihn derart mit Entrüstung, daß er nahe daran war, das Blatt in Stücke zu zerreißen. Bald gewann aber seine Besonnenheit die Oberhand, und obwohl noch von Unmuth beschattet, nahm sein Gesicht die gewohnten ruhigen und milden Züge an, während er mit fester Hand das Papier zusammenfaltete und in seine Brieftasche einschloß. Es wogte ein Kampf von Empfindungen in seinem aufgestörten Innern, gleich dem der Morgennebel draußen vor dem Fenster, die sich wirr verfolgten und in den seltsamsten Formen vom Winde bald dahin, bald dorthin gescheucht, jeden klaren Ausblick in die Ferne verhinderten. Doppelte Enttäuschung! doppelt verlorene Liebesmüh'! Der Ritterdienst verfehlt und die Dame, deren Herz durch ihn erobert werden sollte — in den Fesseln eines andren Verhältnisses, vielleicht gar der tiefen Neigung unwerth, die ein starkes Manneßherz ihr angetragen! Eine Weile hatte Bernhard sinnend hinausgestarrt und war sich nur des Einen bewußt, daß das Wesen, welches den wirren Flug seiner Gedanken beherrschte, so fest schon seinem Herzen eingewachsen war, daß er es aus demselben, ohne dessen Lebenskraft zu zerstören, nicht mehr herausreißen konnte! — Da plötzlich, als er wieder aufblickte, waren die Nebel, welche die Aussicht in die weite Landschaft verhüllt hatten, wie wallende Schleier seitwärts gewichen. Die Sonne brach siegesfreudig durch das

Gehege der Wolken, und drüben am Horizont entblößten sich die schneebekränzten Riesenhäupter des Hochgebirges in klaren, malerischen Umrissen. Zum ersten Male in seinem Leben erschaute Bernhard diese ernste majestätische Pracht der an die Himmelswölbung hinanragenden Kuppen, mitten in dem Kranz jener reichbewaldeten, vielgestaltigen Höhenzüge, die weithin im hellen Tageslichte erglänzten. Ihr Anblick erfüllte ihn mit fester, freudiger Zuversicht; seine Lebenshoffnung stand wieder aufrecht wie jene Berge auf granitnem Felsengrunde. Selbst der schmerzliche Mißerfolg dieser Fahrt und der nun wohl nicht mehr zu bezweifelnde Verlust der ganzen, wer weiß wie mühsam erworbenen Habe der armen Wittwe, erschien ihm jetzt in keineswegs so düstrem Lichte, wie er ihn anfänglich betrachtet hatte. Denn war ihm die Werbung um ihre Hand nicht erleichtert, trat die Reinheit seiner Absichten nicht um so deutlicher hervor, wenn das Weib seiner Liebe arm und hilflos im Leben dastand, und waren die Aussichten auf Gewinnung ihrer Hand und ihres Herzens nicht günstiger, wenn der unbekannte Freier, der hinter so girrenden Locktönen vielleicht nur die habsüchtige Begierde nach einer vermeintlich reichen Braut verbarg, nun seines Irrthums in dieser Beziehung inne werden sollte? — Dieser Gedanke hatte für den braven Mann so viel Tröstliches und Zusagendes, daß er zuletzt sogar eine rechte Herzensfreude darüber empfand, mit leeren Händen die Heimkehr anzutreten. So lenkte er denn guten Muthes und rascher als er heraufgekommen, die Schritte wieder nach Breslau. Nur zuweilen brannte auf seinem Herzen doch das verhängnißvolle Papier, das er in der Tasche bei sich trug, wie ein Uriasbrief, der das Todesurtheil seiner jungen Liebe enthielt, und er zählte die Stunden bis dahin, wo er von dieser Last befreit sein würde.

Aber gerade dies sollte ihm nicht so leicht werden. Die trübe Botschaft, daß seine Nachsuchungen nach dem verlornen Kästchen vergebens waren, nahm die junge Frau in Gegenwart ihrer höchlichst aufgeregten Eltern mit halberzwungener Fassung entgegen. Ihre Dankbarkeit gegen den hochsinnigen Freund, der ihretwegen allen Gefahren eines solchen Unternehmens in dieser Zeit getrotzt hatte, trat in rührender Weise zu Tage, so daß Bernhard den erhofften süßen Minnelohn um nichts gemindert fand. Aber er fand kein befreiendes Wort für die peinliche Spannung, die seine Stimmung beherrschte, so lang er sich des traurigen Schriftstücks nicht entledigt hatte; und hierzu mußte er eine Stunde abwarten, wo er die junge Frau ohne Zeugen sprechen konnte.

Erst nach mehreren Tagen bot sich die Gelegenheit hierzu. Bernhard fand anfangs nicht den rechten Ton vertraulicher Offenheit, auf den er sich schon lange vorbereitet hatte. Unglücklicherweise verfiel er in eine resignirte, aber durch kalte Ironie nur um so verletzendere Gemüthsverfassung, als er das Blatt hervorholte und der höchlich überraschten jungen Frau mit den Worten darreichte: „Fast hätte ich ja vergessen, Ihnen einen Fund abzuliefern, den ich — wahrhaftig ganz unfreiwillig und an einer eben so unerwarteten Stelle Ihres Hauses machte. Es ist zwar nur ein beschriebenes Blatt Papier, aber seinem Inhalte nach vielleicht für Sie von nicht geringerem Werthe als die vermißten Kostbarkeiten, die aufzufinden mir nicht vergönnt war.“

Zierle nahm mit einer verwunderlichen Miene das Blatt aus Bernhards Händen. Nur einen Blick warf sie auf dasselbe, und glühende Purpurröthe schoß auf ihren Wangen empor. Unwillen und Bestürzung malten sich mit entstellenden Linien auf ihren so sanften Zügen.

„Bernhard“ — rief sie — „Sie haben dies gelesen, und doch verkennen Sie mich in solcher Weise?“

„Ich habe nichts gelesen,“ — erwiderte er gemessen, mit einem Anflug von spöttischem Lächeln — „als die vielsagende, galante Anrede, sonst nichts; nicht einmal die Unterschrift, und bin nach derselben auch nicht begierig.“

Die junge Frau verbarg mit einer heftigen Bewegung ihr flammendes Gesicht in ihren Händen; Thränen drangen aus ihren Augen, und mit krampfhaft gepreßter Stimme drängte sich das eine Wort über ihre bebenden Lippen: „Auch das noch!“ —

Bernhard war betroffen über die unerwartete Wirkung der von ihm herbeigeführten Scene und wußte nun erst recht nicht, was er von dem Inhalt des unseligen Papiers denken sollte. Der Anblick der erschütterten jungen Frau rührte ihn indeß so tief, daß er sich ihr mit einer Miene der Begütigung näherte.

„Ich habe Ihnen schweres Unrecht gethan, liebe Freundin, durch die bloßen Gedanken, die ich mir von dem Inhalte dieses Briefes machte. Ich weiß, Sie sind erhaben über jeden Verdacht der Begünstigung eines Verehrers, der in diesem Tone Sie anzureden wagt — verzeihen Sie meiner kindischen Uebereilung.“

Sie reichte ihm mit einem dankenden, beruhigten Blick das Blatt entgegen und flüsterte in bittendem Tone: „Lesen Sie!“ —

Bernhard überflog mit hastigem Auge die Schrift und las halblaut für sich hin, jedoch ohne die ihm so anstößige Ueberschrift zu wiederholen:

„Deine Eltern verfolgen mich unablässig durch Briefe und Sendboten mit dem mir verhaßten Ansinnen, ich solle Dich durch Ertheilung der Chalizah freigeben, damit

Du nach Herzenslust und Belieben einem andren Manne Deine Hand reichen kannst, welche meinen Bruder zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht. Ich lege Dir aber das Gelübde ab, daß ich niemals diesen niederträchtigen Verrath an meinem Herzen ausüben werde. Ich habe Dich schon im Verborgenen geliebt, als mein Bruder Dich besaß, und ich gestehe, daß ich ihm Deinen Besitz nicht gönnte. Nun hat der Himmel für mich entschieden. Denn die heilige Schrift selbst befiehlt mir, wie mir ein großer Gelehrter offenbart hat, die kinderlose Wittwe meines Bruders zu ehelichen, um den Namen desselben in Israel fortzupflanzen. — An das Verbot der unwissenden Rabbiner wollen wir uns aber nicht kehren. — Meine Liebe zu Dir und nicht etwa das Verlangen nach dem schönen Vermögen meines Bruders, das er Dir vererbt hat, bestimmt, wie ich Dir heilig betheure, mein vorgesetztes Verhalten. Du sollst und wirst keinem Andren angehören, als nur mir allein. Ein Wort von Dir, Angebetete meiner Seele, und alle Hindernisse sollen verschwinden: ich bringe Dich nach einem fremden Lande, wo wir nach dem Gesetze Gottes und der Natur uns vereinigen und den finstern Gesetzen der Rabbiner Trotz bieten können. Dies ist mein Wille und meine Bitte zu Dir, holdselige und geliebte Schwägerin, die ich bald mit einem schöneren Namen zu begrüßen mich sehne. — Simon Wohlgemuth."

Bernhard war wie betäubt von der unerhörten, fast schamlosen Zudringlichkeit dieser Liebeswerbung. Staunend und fragend schaute er zu Zierle auf, die erst jetzt in sprachloser Empörung den schrecklichen Sinn und die Tragweite dieser Zeilen sich zum Bewußtsein zu bringen schien. Als sie dieselben zuerst gelesen hatte, war sie mit leichtem Humor, fast lachend über die Herzensergießungen des ihr als über-

spannt und abenteuerlich bekannten Schwagers hinweggegangen. Sie wähnte, niemals in den Fall zu kommen, von ihm ihre Freiheit erbitten zu müssen. — Jetzt mochte sie vielleicht im tiefsten Innern schon anders darüber denken, und der Ernst der Lage, in die sie durch die wahre oder erheuchelte Schwärmerei des Briefschreibers sich versetzt sah, entging ihr nicht mehr. —

„Sollte es wirklich einen Wahnwitzigen geben, der einen so ruchlosen Plan im Ernst verfolgt?“ fragte Bernhard, der seiner Entrüstung noch immer nicht Herr werden konnte.

„Von dem eingebildeten Gecken ist das Schlimmste zu erwarten,“ — erwiderte Zierle kleinlaut. — „Sie haben ja, wie Sie uns kürzlich erzählten, seine Ueberspanntheit selbst kennen gelernt. Es ist ja kein andrer, als der eitle, geschniegelte Sänger, dem Sie jüngst unterwegs begegnet sind —“

„Schimme, der Tenor?“ unterbrach Bernhard sie in höchster Ueberraschung.

„Er selbst — der verdorbene, landstreichende Geselle, der in blinder Selbstüberschätzung sich so viel besser dünkt, als sein wackrer, schlichter Bruder, mit dem er nie gestimmt hat.“

Bernhard zog es vor, jetzt den Gegenstand nicht weiter zu berühren. Er reichte der Freundin still die Hand, in Gedanken ihr nochmals das Mißtrauen abbittend, dessen sich seine unbesiegliche Eifersucht nicht hatte erwehren können. Ein Strahl zuversichtlichen Vertrauens drang dabei in das noch umflorte Auge der bekümmerten jungen Frau, daß er ihr als ein treuer Beistand zur Seite stehen werde in dem Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, es komme, wie es wolle. —

Nun begann für den kleinen Kreis der uns so nahegetretenen lieben Menschen eine trübe, fast freudenleere Zeit. Die guten Eltern konnten den Verlust des ganzen werthvollen

Besitzthums ihrer geliebten Tochter nur schwer verschmerzen. Mit bangen Befürchtungen blickten sie in ihre Zukunft.

Zierle selbst verlor zwar nicht den frischen Lebensmuth, der aus ihrer kerngesunden Natur strömte, aber ihr innerer Frohsinn kam doch nur wie durch einen Schleier zum Vorschein, und es gewährte ihr keine Befriedigung, ziel- und gegenstandlos über ihre Zukunft sich nur in luftige Träume zu verlieren. Sie saß jetzt wieder halbe Tage lang am Goldstickrahmen, zumeist in dem kleinen schattigen Gärtchen unter dem längst abgeblühten Fliederbaum, dessen dichte Wipfel an jenem Abende verschwiegene Zeugen der ihr so plötzlich aufgegangenen Herzensseligkeit waren. Am glücklichsten war sie, wenn Bernhard ein Stündchen plaudernd bei ihr saß. Dann ging unter herzigem Gespräche die Arbeit noch einmal so gut von Statten. Und Bernhard ward nicht müde, ihre feinen, geschickten Finger bei dem mühevollen Werke mit reinster Empfindung zu beobachten und hatte keinen andren Wunsch, als all' seine Lebtage so beseligt an ihrer Seite zu sitzen. Aber auch dieses Glück war ihnen bald nicht mehr gegönnt. Der kleinen Welt, in deren engen Grenzen sich ihr Leben mit seinen wechselnden Leiden und Freuden vor Aller Augen abspielte, konnte das, wenn auch noch so zarte Herzensverhältniß der beiden jungen Leute für die Dauer nicht entgehen. Aber die Liebenden durften ja nicht, wie ihre Herzen sie auch drängten, mit freiem Auge vor der Welt sich zu ihrem schönsten Seelengeheimniß offen bekennen. Denn noch ruhte ein schwerer Bann auf der Hand der jungen Frau, deren erste, wenn auch durch den Tod geschiedene Ehe, nach einer alten, fast gespenstisch in das Leben der Gegenwart hineinragenden Ueberlieferung, noch nicht als völlig gelöst betrachtet wurde, so lange es dem leichtfertigen Schwager nicht gefiel, jene Ceremonie zu vollziehen, der man allerdings eine

große religiöse Bedeutung beilegte. Es verstieß gegen Zucht und Religion, daß die Frau, so lange jene Fessel nicht abgestreift war, in Beziehungen eintrete, die eine neue Verbindung zur Folge haben sollten. Darum mußten die Liebenden in ihrem harmlosen Verkehr sich Zwang und Zurückhaltung auferlegen, um nicht die bösen Zungen gegen sich zu bewaffnen. Die guten Eltern schwiegen zwar in Zierle's Gegenwart über dieses Verhältniß, weil sie ihr den Schmerz ihrer qualvollen Lage nicht durch Besprechen erneuern wollten. Unter sich aber sorgten sie unabläßig, wie man dieses Uebelstandes ledig werden möchte. Der zwar weltunerfahrene, aber tiefgelehrte Vater, sollte nun mit seinem heiligen Wissen Rath schaffen. Denn — meinte Frau Lea — ist doch die „Thora" tief und unerschöpflich und hat auch für solche Uebel das Heilmittel vorgesehen! — Reb Zallel verschanzte sich nun noch stärker, als er es ohnehin zu thun pflegte, hinter einen Wall seiner altehrwürdigen Folianten, aber er kam am Ende doch zu keinem andren Resultat, als daß der schlimme Mann, der darauf sinne, gegen die Satzung der Rabbiner das Weib seines Bruders zu freien, statt ihr die Chalizah zu ertheilen, dem großen Banne des hochbelobten Rabbi Gerschom, genannt die „Leuchte des Exils", verfallen sei und daß es — wie Reb Zallel sich aus einem, nur durch seinen Scharfblick entdeckten seltenen Commentar zu erweisen getraute, — dem rabbinischen Gerichtshofe sogar gestattet sei, sothanen Frevler mit Geißelhieben und andren Zuchtmitteln so lange zu bearbeiten, bis er sich zu der bewußten Ceremonie in aller Form Rechtens bereit findet.

Triumphirend verkündete er seiner getreuen Ehehälfte dieses, seiner Meinung nach gewiß unfehlbare und die Weisheit der alten Lehrer in's hellste Licht setzende Mittel. Frau Lea seufzte still und sprach nur halb für sich hin: „Den

Steinen sei es geklagt! Hast vierzig Jahre in Fürth gesessen über der Gamarah und hast nichts davon gehört, daß sie drüben in Nürnberg keinen hängen, wenn sie ihn nicht haben." Nun war bei dem gelehrten Manne aber — wie man zu sagen pflegt — das Latein zu Ende, und es schien, als ob er auch hier, wie in allen Dingen, wieder seiner wackren Frau allein die weitere Sorge überlassen werde. Dem war aber in der That nicht so. Der alte Mann nahm sich vielmehr den absonderlichen Fall recht ernstlich zu Herzen, schüttelte mehr als je sein graues Köpfchen, als wäre es ihm gar nicht möglich, an solche Nichtswürdigkeit eines jüdischen Menschenkindes zu glauben, und versank allmählich in eine geistige Abspannung und Theilnahmlosigkeit an allen äußeren Dingen, zu der sich bald auch eine sichtliche Abnahme der körperlichen Kräfte gesellte.

Während dieser traurigen Periode, welche nun bald mehrere Monate angedauert hatte, traf Bernhard eines Tages den jungen Raphael auf der Straße. Er war nicht wenig überrascht, den Jüngling zu seinem größten Vortheil in Wesen und Erscheinung umgewandelt zu finden. Seine Wangen zeigten keine Spur mehr von der blutleeren Bläſſe; seine Augen blickten hell und hoffnungsfroh in die Welt, und in seinem Reden und Auftreten gab sich eine gewandte Sicherheit kund, die nicht mehr jene gedrückte Verschüchterung erkennen ließ, welche der arme Knabe bei seiner ersten Begegnung mit Bernhard gezeigt hatte. Er erzählte, daß er vor mehreren Wochen nach Dyhrenfurt hinuntergegangen sei, um auf die Grabstätte des Vaters einen schmucklosen Denkstein setzen zu lassen, zu dessen Beschaffung die arme Wittwe den letzten Rest ihrer Baarschaft aufgewendet habe.

Dort habe er sich's nicht versagen können, die Italiener aufzusuchen. Da sei ihm Abieser zwar mit herzlicher Zuvor-

kommenheit begegnet, habe aber Anfangs von seinem jungen Gefährten Angelo keine Sylbe erwähnt. „Mir schloß eine eigne Scheu die Lippen", fuhr Raphael in seiner Erzählung fort, „nach dem liebenswürdigen Jünglinge zu fragen, als stände mir eine unwillkommene Botschaft bevor. Abieser erkannte meine bange, gepreßte Stimmung und sagte mit einer lächelnden Miene, die mich gleich ein wenig beruhigte: Ihr schaut Euch, wie ich merke, nach Angelo um; den findet Ihr nicht mehr hier, wenigstens nicht so, wie Ihr ihn verlassen. Dann öffnete er die Thür eines Seitengemachs und zeigte auf eine schlanke, zierliche Gestalt, die mit abgewendetem Gesichte in einem dunklen, enganliegenden Gewande vor einem reichbesetzten Bücherschranke die ehrwürdigen Bände durchmusternd, dastand.

„Angelo — noch einmal Angelo!" rief Abieser in das Zimmer hinein.

Die Gestalt fuhr, wie aus Träumen erschreckt, empor, kehrte uns ihr Antlitz zu, das von dunklem, schlicht bis an den Hals herniederwallenden Haar umschattet war, und siehe da — ein Mädchen stand vor mir in lieblichster Jugendfrische, halb Kind, halb Jungfrau, und schlug die langen, seidenen Wimpern empor, um mit recht heiter sprühenden Augen nach mir aufzuschauen. Angelo, rief ich, wie von einer Wundererscheinung geblendet — dies ist Angelo?

„Nicht mehr," sprach Abieser, indem er seine Hand auf meine Schulter legte: „Esperanza ist ihr Name; das Kleid der Verstellung ist, nachdem die Gefahren der weiten Reise glücklich überstanden, abgelegt — aber das herzliche Gefühl für die ehemaligen Reisegefährten ist unverändert. Nicht wahr, Esperanza?"

So trat auch sie an mich heran und reichte mir ihre Hand mit festem Drucke. Die meinige aber zuckte wie von heimlichem Feuer plötzlich durchzogen.

„Auf Abieser's Wunsch, der meinem eignen Innersten entnommen war, blieb ich einige Wochen unter dem gastfreien Dache der würdigen Druckherrin, der ich mich durch Correcturarbeiten nützlich machte. Denn noch ist Eli Gonti's Stelle nicht besetzt. Abieser leitet die Officin, und Esperanza wetteifert am Setzerkasten mit den geschicktesten Männern. — „Ich kann Ihnen nicht genug erzählen“ — schloß Raphael, mit fast begeistertem Redefluß den erstaunten Freund überschüttend — „wie so Vieles ich in den wenigen Wochen dem Umgange mit dem wissenskundigen und doch so anspruchslos bescheidenen Italiener verdanke. Er hat mir eine neue Welt der Kenntnisse und Erkenntnisse in den Geisteserzeugnissen unserer großen Denker und Dichter aufgeschlossen — ein ganzes Sonnensystem philosophischer Erleuchtung, von welchem in die Nacht unsrer starren Abgeschlossenheit auch nicht der kleinste Lichtstrahl hineingefallen ist. Ich habe die Ideen der Weisen unsres Volkes in Spanien, Italien und dem Morgenlande kennen gelernt, deren Namen nie an mein Ohr geklungen, als ich noch über dem öden Bücherhaufen brütete, der früher die einzige Nahrung meines wissensdurstigen Geistes war. Jetzt habe ich keinen andren Wunsch, als meine ganze Zeit unter der Leitung eines solchen Lehrers zubringen zu können, der sich mir als einen wahrhaften „Führer der Verirrten“ bewährt hat, gleich dem unsterblichen Maimoniden, für alle, die seiner Leitspur gefolgt sind.“

Bernhard war erfreut und gerührt über den edlen Drang des Jünglings und versprach ihm zur Vollbringung seines Vorsatzes durch Rath und That behülflich zu sein.

Die wunderbare Verwandlung, die sich mit Angelo zugetragen, war ihm nicht minder überraschend — und jetzt kam es ihm gar seltsam vor, daß auch er bei seiner Begegnung mit den Italienern trotz seines erprobten Scharfblickes

ein Opfer jener unschuldigen Täuschung geworden. Indem er sich nun jener Scenen lebhaft erinnerte, trat ihm unwillkührlich auch das Bild Hirsch Nachtigall's und seiner Gesellschaft vor die Seele, vor Allem auch Schimme, der unglückselige Fant, der — wer hätte dies damals ahnen mögen — jetzt wie ein schwarzer Schatten zwischen ihm und seinem Lebensglück sich eingedrängt hatte. — Nicht ohne Ueberwindung eines widerstrebenden Gefühls, als würde er durch die Frage seine geheimsten Gedanken verrathen, erkundigte er sich bei Raphael, ob er in Dyhrenfurt denn nichts von den Schicksalen der Sängergruppe erfahren. Raphael wußte aber nur soviel zu berichten, daß Schimme, der Tenor, wenige Tage nach dem Feste in heimlicher Flucht sich aus dem Orte entfernt und dadurch den Meister in einen der Verzweiflung nahen Zustand versetzt habe. Dieser sei zwar sofort aufgebrochen, um den Flüchtling — sein geraubtes Juwel, wie er sich ausdrückte — zu ereilen, doch hätte er, wie man sich erzählte, dessen Spur nicht wieder auffinden können. Es seien die abenteuerlichsten Gerüchte über den flatterhaften, von seinem Meister gar arg verwöhnten Jüngling im Schwunge. Bald hieß es, daß er in den benachbarten polnischen Gemeinden als Wandersänger auf eigne Faust concertire und überall Gold und Ehren in Fülle ernte; bald, daß er in einer kleinen deutschen Residenz durch seine Stimme solches Aufsehen erregt habe, daß ihn der Landesfürst als Opernsänger angestellt, nachdem er ihn — wie selbstverständlich — zur Annahme der Taufe vermocht habe. Für Bernhard klang keine dieser Wundermähren tröstlich, und es blieb ihm nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen und durch rastlose Hingabe an seinen geschäftlichen Beruf den Druck seiner qualvollen Lage sich minder fühlbar zu machen. Die aus dem Stegreif ihm zugewiesene Wohnung bei Meister Döblin hatte

er aus vielen Gründen längst mit einer andren vertauscht, und so kam er nur selten zu seinen alten Wirthsleuten, theils um nach dem Befinden des dem Siechthume immer mehr verfallenen guten Reb Zallel zu sehen, in dessen Pflege sich Gattin und Tochter aufopfernd theilten, theils um der letztern, sei es nur durch einen treuen Blick und stummen Händedruck den Muth aufzurichten.

Das waren aber auch Tage der allgemeinen Noth und Bedrängniß für alle übrigen Bewohner der guten Stadt Breslau. Nachdem der heldenmüthige Fouqué — wie bereits erzählt — dem wuchtigen Angriff Laudon's unterlegen war, stand die Provinz dem kühnen Sieger offen, der in rascher Entschlossenheit auf die Hauptstadt vorrückte. Der König stand an der Elbe gegen Daun; Prinz Heinrich mußte jenseits der Oder die Russen aufhalten; die Besatzung der Stadt war schwach und bestand zum Theil aus Ueberläufern. Die Kasematten steckten voller österreichischer Gefangenen, und selbst ein Theil der Bürgerschaft war in seiner Gesinnung unzuverlässig. Dies Alles konnte Laudon in Rechnung bringen, da er sich anschickte, die alte Stadt und Festung durch einen Handstreich zu überrumpeln. Doch hatte er die Rechnung immerhin ohne den Wirth, nämlich den unerschrocknen Commandanten General von Tauentzien, gemacht. — Am letzten Julitage war Breslau von allen Seiten eingeschlossen und erhielt die erste Aufforderung zur Uebergabe. Der Commandant antwortete durch einen Ausfall gegen die Croaten, welche einige Vorstädte besetzt hielten, wobei ein Theil der letztern in Flammen aufging. Am ersten August, einem Freitag, war die Aufregung und Angst in der Stadt auf ihrem Gipfel. Laudon wandte sich unmittelbar an den Rath und die Einwohnerschaft und drohte, die Stadt durch funfzig Feuermörser in Brand zu stecken, falls sie den Commandanten nicht zur

Uebergabe bewegen würden. Um drei Uhr Nachmittags sah man von den Thürmen, wie an drei Seiten der Stadt die Batterien errichtet wurden. Nun brach, trotz der unerschütterlichen Haltung des Commandanten, der die Botschafter Laudon's mit derben Soldatenantworten heimschickte, die Verwirrung und der Schrecken bei der Einwohnerschaft aus. Wer nur immer konnte, verließ die dem feindlichen Feuer ausgesetzten Häuser, um sich in bombenfesten Gewölben und Kellern, wer weiß wie lange, einzuschließen. Ganz besondere Bestürzung herrschte in der jüdischen Gemeinde, deren Angehörige fast ausschließlich in dem am meisten bedrohten Stadttheile, nämlich unmittelbar unter den südlichen Bastionen in der Nähe der Mauer wohnten, gegen welche der Hauptangriff des Feindes gerichtet war.

Gegen Abend, als die Stunde der üblichen Sabbathvorfeier herangerückt war, und Alles in zaghafter Erwartung der Dinge sich verborgen hielt, sah man doch auf dem Karlsplatz vor dem Pockoihofe, in welchem sich die „Landschul" — die damalige Hauptsynagoge — befand, eine kleine Gruppe muthiger Ghettobewohner die Köpfe zusammenstecken, nicht ganz mit ihrem Gewissen, wie es schien, im Reinen, ob sie sich unter so außergewöhnlichen Umständen heut von dem Synagogenbesuch dispensiren dürften. Mendel, der „Schammes", hielt den Schlüsselbund unschlüssig in der Hand und wartete auf die Ankunft des Vorstehers, der sich nicht blicken ließ. — Da erdröhnten über ihren Häuptern plötzlich in rascher Folge drei Karthaunenschüsse als Ankündigung des bevorstehenden Waffentanzes. Die erschrockenen Männer hatten sich sprachlos und entsetzt unter dem Hofthor geduckt. Wolf Tarlau fand zuerst die Sprache wieder und verleugnete auch in dieser Situation nicht seinen weitverbreiteten Ruf als Witzling: — „Habt Ihr's gehört — rief er den Anderen zu — Laudon

klopft in Schul'" — eine Anspielung auf die damalige Sitte, die Gemeinde durch drei laute Hammerschläge an den Thürpfosten zum Gottesdienst zusammenzurufen. — So liefen sie denn in den Hof und richtig hatten sich ihrer zehn bald zusammengefunden; sie öffneten den Tempel, zündeten rasch die Lichter an und begrüßten wie üblich die „Sabbathbraut", die sich diesmal mit einem etwas hastigen Willkommensliede begnügen mußte. Kaum aber, daß sie den Heimweg antreten konnten, so ließ Laudon aus seinen unheimlichen Instrumenten eine gar traurige Sabbathmelodie aufspielen. Aus mehreren Batterien flogen die Haubitzgranaten, Bomben und Feuerkugeln über die Mauer und die Dächer daher, daß an vielen Stellen der innern Stadt die Flammen zugleich emporschlugen. — Als noch die Todtenstille der Erwartung, die den furchtbaren Schrecknissen dieser Nacht voranging, über der Stadt brütete, kurz vor Sonnenuntergang, war Bernhard in die Wohnung seiner Freunde geeilt, die gerade unter den Wällen der „Hundebastion" lag und besonders gefährdet war, um die Bedrohten nach einem sichern Versteck in einem kugelfesten Gewölbe abzuholen. Es waren schon fast einige Wochen vergangen, seit er die Guten zuletzt besucht hatte — und nun, welch ein herzzerreißendes Wiedersehen! Der alte Vater schien seiner Auflösung nahe, und es war nicht daran zu denken, ihn in dieser Verfassung wegzuschaffen, noch viel weniger, daß die Seinen sich von ihm trennten. Mutter und Tochter lauschten seinen immer schwächer sich aus der röchelnden Brust ringenden Athemzügen und blieben taub gegen den tosenden Donner des Geschützkampfes, der sich in ihrer nächsten Nähe entwickelte. Ohne Worte ließ sich der ungerufen erschienene Freund in der Noth zur Hilfeleistung der durch lange Anstrengung erschöpften Frauen an ihrer Seite nieder. Nun erwachte der sterbende Greis zu dem Bewußtsein, daß seine letzte

Stunde herangenaht sei und verlangte inständigst nach den Männern der „heiligen Brüderschaft", welche ihm mit den vorgeschriebenen Sterbegebeten beistehen möchten. Auch die Verwandten empfanden es tiefschmerzlich, daß der gottergebene Greis nicht, wie es einem frommen Israeliten geziemt, die dunkle Brücke in das Jenseits beschreiten sollte, geleitet von den Tröstungen und Verheißungen des Glaubens, für den er gelebt und gelitten. Bernhard riß sie aus ihrer Verzweiflung, indem er sich schweigend aufmachte, einige beherzte Männer aus der Genossenschaft der „Achtzehn" herbeizuholen, die sich dem edlen Berufe geweiht, mit den Sterbenden zu beten. Und so groß war die Macht der Bruderliebe und die Meinung von der Verdienstlichkeit eines solchen Werkes unter den Glaubensgenossen, daß trotz der Schrecken jener Nacht, im Scheine der sausenden Feuerkugeln, die nächstwohnenden drei Männer, die Bernhard erlangen konnte, unweigerlich zu dem Sterbelager herbeieilten. Sie verrichteten ihr Amt mit starken Herzen und fanden ihren Lohn in dem schwach aufleuchtenden letzten Schimmer des brechenden Auges, das der fromme Greis segnend auf sie richtete, als sie mit ihm das „Schema Israel" anstimmten. Und als das letzte Wort verhallt und der letzte schwere Athemzug des kampflos dahingeschiedenen Greises ausgehaucht war, da verstummte endlich auch das grausenvolle Rollen und Grollen des Eisendonners draußen, als scheuten sich selbst die Dämonen des Verderbens, den Todesschlummer dieses weltfremden Erdenpilgers zu stören. Die treuen Männer hielten nun abwechselnd die Todtenwache und Bernhard stand den Frauen in ihrem Schmerze bei.

Der Heimgang des frommen Mannes machte kein Geräusch in der Gemeinde, denn der kommende Morgen hatte so viel des Fragens und Erzählens über die grauenvollen Erlebnisse der vergangenen Nacht unter Nachbarn und Fremden zu ver-

arbeiten, daß das stille Leid einer einzelnen Familie nicht viel zur Sprache kam.

Es ist bekannt, daß der Feind vor den Mauern das grausame Spiel nicht mehr wiederholte, vielmehr durch den entschlossenen Widerstand des Vertheidigers verwirrt, schon am dritten Tage den Rückzug antrat und es bei dem immerhin beträchtlichen Schaden, den der kecke Versuch angerichtet, bewenden ließ. Der zum Entsatz herangeeilte Prinz Heinrich fand die Oesterreicher nicht mehr vor.

So konnte denn schon am dritten Tage die Hülle des alten Mannes ihrer ewigen Ruhestatt auf dem Friedhof zu Dyhrenfurt zugeführt werden. Mutter und Tochter, von Bernhard treu begleitet, fanden in dem Hause der stets hilfreichen Frau Esther gastliche Aufnahme. Lea war hier nicht ganz eine Fremde, denn sie war eine nahe Verwandte des würdigen Eli Gonti, der Jahre lang, wie wir wissen, in diesem Hause als Corrector gewaltet. Seit dem Tode des Bruders war sie aber hier nicht mehr gesehen worden.

Die Leidgenossen, welche Anfangs die Absicht hatten, allsogleich die Rückkehr in die Heimath zu bewirken, wurden von Frau Esther dringend gebeten, wegen eines wichtigen Ereignisses, über das sie heute noch nicht sprechen dürfe, noch einige Tage hier zu verweilen. Frau Esther war überhaupt in einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Erregung; fast hätte man glauben mögen, sie habe das schöne Gleichmaß der Stimmung verloren, das sie sich trotz aller Wechselfälle ihrer mühevollen Thätigkeit immer zu wahren wußte.

Nachdem nun Bernhard die Seinen unter der Fürsorge der wackern Druckherrin wohlgeborgen wußte, trieb es ihn, die Italiener aufzusuchen, deren Geschick durch Raphaels Erzählungen ihm einen noch wärmeren Antheil abgewonnen hatte. Auch durfte er erwarten, bei ihnen einen Aufschluß über Frau

Esthers Erregtheit zu erhalten, da es bekannt war, daß Abieser ihr Vertrauen in hohem Grade besaß. Er fand diesen in seinem Arbeitszimmer allein und sichtlich von dem unerwarteten Besuche in freudige Ueberraschung versetzt.

„Sie konnten mir zu keiner andern Zeit willkommener sein, um mir mit Ihrer Welterfahrung helfend zur Seite zu stehen," sagte Abieser gleich nach der ersten gegenseitigen Begrüßung, „als eben heute, wo sich eine wichtige Entscheidung über Esperanza's Schicksal vorbereitet, deren Erwartung auch der alleinige Grund von Frau Esthers Unruhe ist. Um Ihnen keine peinliche Spannung zu bereiten, will ich Ihnen, wenn auch nicht die Auflösung des Räthsels — denn das wäre zu voreilig — aber doch den Gegenstand desselben mit einem Worte anvertrauen: es handelt sich um die Entscheidung, ob meine Aufgabe, des Mädchens nächste Blutsverwandten aufzufinden, hier ihr Ziel gefunden, oder ob ich sie mit ungewissem Erfolge noch weiter fortzusetzen habe."

Mit Staunen hörte Bernhard diese überraschende Mittheilung, die er durch keinen Ausruf zu unterbrechen wagte, als Abieser ruhig fortfuhr:

„So wissen Sie denn, daß auch für mich, der ich von des Kindes frühester Jugend an sein einziger väterlicher Beschützer war, seine Herkunft und seine ersten Schicksale in zweifelhaftes Dunkel eingehüllt waren, bis es mir vor Kurzem hier erst gelang, durch einen jener blindtastenden Griffe, die wir Zufall nennen, eine Falte des dichten Vorhanges der uns umgebenden Dinge bei Seite zu schieben und — wie durch einen schmalen Ritz einen leisen Lichtschimmer zu erhaschen. Ich glaube nun von der Kette der geheimnißvollen Ereignisse Anfang und Ende in Händen zu halten, aber noch fehlen wichtige Mittelglieder, die ich erst finden muß, um die feste Ueberzeugung zu gewinnen, daß mich nicht blos ein trügerischer

Schein geblendet hat. Und eben hierzu können auch Sie, der Sie sich uns bei unserer ersten Begegnung ja schon als ein umsichtiger und klarblickender Mann der That und des Rathes bewährt haben, will es Gott, behülflich sein."

„Doch ich merke, daß ich Ihre Ungeduld errege: darum will ich Ihnen in Kürze alles Wissenswerthe in dieser Sache nach dem bisherigen Verlaufe erzählen. Es sind jetzt nahe an fünfzehn Jahre, daß sich an einem unfreundlichen Wintermorgen in meinem kleinen Häuschen zu Sabbioneta ein Fremder bei mir vorstellte, der durch sein scheues Aussehen und die Seltsamkeit seines Anliegens zuerst keinen Vertrauen erweckenden Eindruck auf mich hervorbrachte, wiewohl er auf den ersten Blick das Wesen eines gebildeten, weltkundigen Mannes verrieth, und seine Züge den Stempel einer düstern, von Leiden zerstörten männlichen Schönheit mit Spuren tieferen Gedankenlebens an sich trugen. Der Mann schien sehr unglücklich zu sein, und die rückhaltige, fast mißtrauische Art, in der er seine Fragen stellte, ließ mich in ihm einen Verfolgten, vielleicht gar einen flüchtigen Verbrecher, der ein schützendes Asyl aufsucht, vermuthen. Nach vielen Umschweifen, die sich seltsamer Weise meistens auf das Haus bezogen, das ich bewohnte, auf die Bedeutung des Pfauenbildes, welches über dem alten Portal in halbverwittertem Marmor angebracht war, über die Namen der Geschlechter, denen dies alte Haus früher angehört hatte, — brach er mit der hastigen Frage hervor: ob ich selbst ein Abkömmling der Familie Adelkind sei, welche ich ihm eben als die Besitzerin des Hauses in den letzten anderthalb Jahrhunderten namhaft gemacht. Auf meine Antwort, daß ich allerdings der letzte dieses Geschlechtes sei und hier auf dem urväterlichen Erbe, kinderlos mit meiner Gattin Hanná, meinem gleichfalls angeerbten Berufe lebe — rief er in freudigster Bewegung aus: So haben

mich gütige Gestirne den rechten Weg geleitet, und ich bin am Ziele. Hier in dem Garten hinter dem Hause ruht Euer Aeltervater Cornelio, der herrliche Greis, und ihm zur Seite ist das Grab Bona's, der Schwester Gabbriello's da Gonti."

„Ich war nicht wenig erstaunt, bei einem Fremdling und Ausländer die vertraute Kunde von Dingen zu finden, die selbst in der Ueberlieferung meiner eignen Familie längst verblichen und erloschen wären, wenn nicht die Denkmäler im Garten als redende Zeugnisse sich erhalten hätten. — Der Fremde bekannte sich nun als einen leiblichen Nachkommen jenes Gabbriello, der, nach Deutschland zurückgekehrt, die Geschichte von seinen Erlebnissen in Italien und von dem Tode seiner unglücklichen Schwester Bona in einer Aufzeich-zeichnung niedergelegt habe, die sich noch jetzt im Besitze der Familie in der ursprünglichen italienischen Handschrift befände. Aus dieser habe er alle ihm vertrauten Umstände entnommen, und da er in mir nun den angestammten Freund seines Hauses aufgefunden, so zage er nicht mehr, mir sein ganzes Geheimniß anzuvertrauen. — Von meinem eignen Schicksal — sprach er — von meinem sturmbewegten, ruhelosen Leben will ich schweigen: es handelt sich nicht um meine Person. Aber ich führe ein andres Wesen, ein Kind von zartem Alter, verborgen mit mir, für das ich bei treuen, unwandelbar zuverlässigen Freunden eine sichere Zuflucht für Jahre, vielleicht für immer suchen muß. Euch will ich das Kind übergeben, und Ihr werdet ihm, um des Blutes willen, das auch in seinen Adern rollt, in diesem abgeschiedenen Hause, das die Geister unserer engbefreundeten Ahnen noch umschweben, ein schützendes Asyl und Euren väterlichen Beistand nicht versagen. Ich habe das Kind, dessen Leben bedroht war, mit Gefahr des meinigen, fremden, räuberischen Händen entrissen. Forschet nicht weiter, denn ich kann und darf Euch nicht mehr

offenbaren. Als ich auf der Flucht in die Nähe dieses Ortes kam, erweckte der Klang seines Namens die in meiner Seele aus der Kindheit Tagen schlummernden Erinnerungen an die Gestalten und Plätze, von denen die alte Handschrift erzählte. Zagend machte ich den Versuch, ob ich hier noch lebende Ueberreste jener Zeit antreffen würde, in deren Herzen ich den Wiederhall alter Ueberlieferungen wach zu rufen vermöchte. Das Haus mit dem alten Wahrzeichen war leicht gefunden — und daß Ihr in dem Hause waltet, ist eine Gunst des Himmels, die nicht mir, nein, nur dem holden Geschöpfe erwiesen ist, das unschuldig mit meinem Mißgeschick verflochten ist. Ich sehe es Eurer Rührung an, daß ich mich in Euch nicht getäuscht. Nach Sonnenuntergang, im Dunkel der Nacht werde ich Euch das Kind zuführen, dessen holde Anmuth Euer und Eurer Gattin Herz bald gewinnen wird. Ersetzet ihm die Eltern — die es nie gekannt hat, und wenn Ihr die Zeit gekommen glaubt und von mir nicht früher gehört habt, so forschet in Deutschland nach seinen Verwandten und Gefreundeten. In Prag werdet Ihr sicher solche finden, die von den Trägern des alten Namens Euch die Spuren nachweisen werden.

So kamen wir zu dem Kinde, das uns bald den schmerzlichen Mangel eigner Nachkommenschaft nicht mehr empfinden ließ. Esperanza reifte, wie eine edle Pflanze, die nach stürmischer Entwurzelung wieder dem heimathlichen Boden zugeführt worden, zu edler Vollendung an Geist und Leib heran, und die Blüthen ihres schönen Seins waren der Schmuck unsres Lebens. Sie hatte nur unklare Erinnerungen aus ihrer frühesten Kinderzeit. Der trübe Bodensatz jener dunklen Tage hatte sich ganz aufgelöst, und der Inhalt all' ihres Denkens und Fühlens wurde klar und durchsichtig bis auf den Grund der Seele wie goldflüssiger Rebensaft in krystallnem Kelche. Da

starb vor Jahresfrist Hanna, die Gefährtin meines Lebens, und nun trieb uns beide ein dunkler Drang fort, um den Schleier, der um Esperanza's Vergangenheit so dicht gewoben war, wenn möglich zu lüften. Wir zielten, nach der Weisung des unbekannten Mannes, von dem nie wieder eine Nachricht zu uns gelangte, auf Prag. Ihr wisset, welches Hinderniß uns aufhielt und unser Schifflein hierher verschlug. — War es der Finger Gottes, der uns zum Wegweiser diente, ohne daß wir es ahnten? Höret und staunet! Als ich einige Tage hier zugebracht hatte, erfuhr ich erst von Frau Esther, daß ihr letzter Corrector, der würdige Eli, der vor Jahr und Tag nach schmerzlichen Familienerlebnissen sein Haupt zur Ruhe legte, dem italienischen Geschlechte der Gonti entsprossen war, von dem ein Zweig durch Sabbathai Cohen aus Prag hierher mit herüberverpflanzt worden. Das Geschlecht war ehedem weit verbreitet in Deutschland und das unerwartete Auffinden eines — noch dazu schon verstorbenen — Namens-Verwandten meines Schützlings würde an sich keinen tiefern Eindruck auf mich hervorgebracht haben. — Nun war ich aber schon am ersten Tage meines Aufenthaltes hier Zeuge einer Erzählung der alten Parkmüllerin von dem verzweifelten Geschicke, dem Eli's abtrünniger Sohn, Joseph Gonti, durch seine unselige Ehe mit einer hochstehenden Frau Preis gegeben war, und von dem räthselhaften Verschwinden seines Töchterchens, das man bis auf diese Stunde allgemein ertrunken glaubt.

Da durchleuchtete es wie ein Blitz das Innere meiner Seele, in dessen fahlem Glanze die düstre, wie von Dämonen verfolgte Gestalt jenes Mannes auftauchte, der mir in Sabbioneta das Kind gebracht. Wäre es nicht möglich, sagte ich mir, daß jener Mann Joseph selber gewesen, der das Kind von hier mit sich fortgenommen, als es ihm nicht mehr vergönnt war, es nach Herzenslust hier zu sehen und der sich dessel-

den später bei guter Gelegenheit entledigte, als er es auf seinen unstäten Wanderungen nicht mehr bei sich behalten konnte?

Doch machte mich wieder Vieles in dieser Vermuthung schwankend, da sich jener Mann mir gegenüber ja nicht einmal in bestimmten Worten als Vater des Kindes bekannt, auch diesen Ort, wo ja die allernächsten Angehörigen zu finden waren, mit keiner Sylbe erwähnt hatte! So von Zweifeln gequält, beschloß ich für einige Zeit hier mein Zelt aufzuschlagen, ließ Esperanza die zu größerer Sicherheit auf der weiten Reise gewählte Verkleidung ablegen und zog die würdige Frau Esther theilweise ins Vertrauen. Diese gab mir die Schlüssel zu den von Eli hinterlassenen Papieren, unter denen sich eine große Zahl von Briefen seines Sohnes Joseph fanden; doch rührten sie alle aus früherer Zeit, wo der arme Vater noch nicht ahnte, daß er dereinst um dieses verlorenen Sohnes Willen mit Kummer in die Grube fahren werde. Denn dieser war — wie die Papiere mich erkennen ließen — ein Jüngling von den höchsten Gaben. Als scharfsinniger Talmudjünger des berühmten Rabbi Jonathan Eibeschütz, der gleichzeitig ein keckes Spiel mit der Kabbala trieb, kam er in Prag mit einem schwärmerischen Abenteurer Namens Chia Chajon in vertraute Verbindung nnd wurde von diesem in die mystischen Umtriebe jener gefährlichen Kabbalistensekte eingeweiht. So verfiel er aus einem frostigen, seelenlosen Verstandesleben nur zubald in das andre Extrem einer überschwenglichen, phantastischen Gefühlsschwelgerei, von der nur noch ein Schritt — zum Abfall vom väterlichen Vernunftglauben war. Sein unglückseliges Verhältniß zu Philippa, der leidenschaftlichen Tochter des alten Freiherrn, der die jüdische Kolonie hier unter seinem Schutze hielt und die Druckerei gegründet hatte, nahm dem Bedauernswerthen, der so reich an Geist und so arm an Charakter war, vollends jeden sittlichen Halt — Seitdem war auch jedes verwandt-

schaftliche Band mit den Seinen gelöst, so daß ich über die mir wichtige spätere Lebensepoche keinen Aufschluß finden konnte. Inzwischen kamen wieder andere Anzeichen zum Vorschein, die wie halbverwehte Spuren flüchtiger Menschentritte auf leichtem Sande oder auf schwankem Rasen manchmal zwar den Weg zur Wahrheit zeigen, viel öfter abernoch zur Täuschung und zum Irrthum führen.

Dem edelherzigen Jüngling, welcher bei dem Angriff der rohen Knechte auf unsre Wandergesellschaft durch einen rechtzeitigen Schuß auf das anschnaubende Thier Esperanza's Leben gerettet, gab diese in kindlicher Dankbarkeit einen geschnittenen Stein, den sie schon als Kind zu mir gebracht und als liebes Geschmeide immer zu tragen pflegte. Nun kam durch Monica, die Parkmüllerin, das Gerücht zu Esther, der alte Kammerdiener der Frau von Glaubitz — denn unter diesem Familiennamen lebt Philippa noch jetzt hier auf dem väterlichen Schlosse — sei, als er zufällig des geschenkten Kleinods bei seinem jungen Herrn ansichtig geworden, in seltsame Aufregung gerathen und habe seinen Vertrauten gegenüber hoch und heilig versichert, er kenne diesen Stein sehr wohl, denselben hätte das kleine Mädchen, welches vor fünfzehn Jahren verschwunden, an einem blauseidenen Bande am Halse getragen. Darauf soll er den jungen Odo um Alles, was ihm theuer sei, beschworen haben, das Geschmeide nur nicht vor seiner Mutter, Frau Philippa, sehen zu lassen, weil dies ihr und ihnen Allen leicht zum Verderben gereichen könnte.

Auf Frau Esther und die Parkmüllerin hat diese Aussage einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie sich kürzlich verabredeten, den alten Burkhard — so heißt der Diener — es koste was es wolle, zum Reden zu bringen, wo und wann er bei dem Kinde das Gehänge gesehen, auf das selbst Frau Esther sich in keiner Weise zu erinnern vermöge.

Während wir nun schon mehrere Tage darauf ängstlich warten, daß der alte Burkhard das gegebene Versprechen löse, in die Parkmühle zu kommen und seiner alten Freundin, Frau Monica, Rede zu stehen; während Esther und — wie ich nicht leugne — ich selbst auch in fieberhafter Spannung der so nahgerückten Lösung eines schweren Räthsels nachhängen, das gleich einem unheimlichen Schatten die lichte Gestalt des nichts ahnenden Kindes umdüstert: — da lüftet meine Hand zum zweiten Male, wie von unsichtbar waltenden Mächten geleitet, eine Falte des bergenden Nebelschleiers vor unsren Augen, und um wie viel weiter und freier dringt nun schon der Blick dem gesuchten Ziele entgegen! Als ich gestern das letzte Häuflein von Eli's vergilbten Papieren durchstöbert hatte und sie wieder in die schon voll gepfropfte Lade verschließen will, bleibt mir diese unbeweglich, wie von einem versteckten Gegenstand aufgehalten, stehen. Ich ziehe sie vollends heraus, um das Hinderniß zu beseitigen, und aus einer Vertiefung des alten Schreibtisches ragte ein sorgfältig zusammengebundenes Heft, einem Buche ähnlich, hervor. Ich hebe es aus, entfalte die Hülle, und siehe da, auf der ersten Seite des Heftes fällt mir in zierlichen ein wenig veralteten italienischen Schriftzeichen die Aufschrift in die Augen: „Das Grab in Sabbioneta."*) Mit pochendem Herzen beginne ich zu lesen, und schon das erste Blatt gewährt mir die unerschütterliche Gewißheit, daß ich die Aufzeichnung Gabbriello's vor mir habe, den wohlverwahrten heiligen Familienschatz, dessen Esperanza's ehemaliger Begleiter erwähnt hatte, und aus dem auch ich erfahren sollte, welch rührender Antheil meinem Urgroßvater Cornelio an

*) Die unter diesem Titel in den Publicationen des früheren Literatur-Vereins Jahrgang 1872/3 erschienene Novelle bildet somit die Vorgeschichte zu dieser Erzählung.

Anm. d. Verf.

den Schicksalen des edlen Geschlechts der Gonti gebührt. Noch bin ich zu sehr erfüllt von dem Wunder der Auffindung dieser Schrift und von dem Eindrucke ihres Inhalts — auch das von Esperanza verschenkte Geschmeide findet darin die Beglaubigung seines Alters und seines Ursprungs als ein schicksalreiches Erbstück der Familie — als daß ich mit voller Unterscheidungskraft in dem Andrange der sich überstürzenden Entdeckungen das Werthvolle von dem Nichtigen zu trennen und mein abschließendes Urtheil zu bilden vermöchte: ob ich zu dem Kerne der wirklichen Thatsachen gelangt bin, oder ob mir noch Alles wie ein Nebelbild zerfließen werde. Von den Enthüllungen des alten Dieners hängt also erst die letzte, ernste Entscheidung ab; von seinen Lippen müssen wir das Wort der Lösung dieses vielverschlungenen Lebensräthsels erwarten — und fast fürchte ich, daß der zaghafte Mann, vielleicht eingeschüchtert von seiner stolzen, verschlossenen Herrin das Geheimniß nicht preiszugeben wagen wird, von dem des Kindes Verschwinden bis jetzt eingehüllt ist, wenn er überhaupt darin eingeweiht war. — Diese Besorgniß zu zerstreuen, — schloß Abieser seine Mittheilung, indem er Bernhard's Hände erfaßte und mit inniger Wärme preßte — scheint mir Niemand so geschickt und berufen, wie Sie, theurer Freund, der Sie den alten Mann besser zu behandeln und über etwaige Scrupel zu beruhigen wissen werden, als die beiden Frauen allein, von deren hastigem Eingreifen ich leicht eine neue Verwirrung des so schön gelockerten Knotens befürchte."

Bernhard, tief bewegt von dem Gehörten, sagte gern zu, der Unterredung mit Burkhard beizuwohnen und hielt es überdieß für zweckmäßig, daß auch Esperanza, nachdem sie von ihrem väterlichen Beschützer genügend vorbereitet worden, in die Nähe des Ortes der Zusammenkunft gebracht würde, um, wenn nöthig, durch ihr persönliches Erscheinen die Entwickelung der Ereignisse zu fördern.

Drei Tage später erschien denn auch der alte Diener bei Frau Monica in der Parkmühle, wohin sich Bernhard und Frau Esther eilends begaben. Abiefer und Esperanza folgten nach und blieben vor dem Hause unter den Linden.

Burkhard machte zum allgemeinen Erstaunen nicht die mindesten Umstände, sondern erklärte, daß er gekommen sei, Alles was er wisse, „helle weg wie in der Beichte" zu erzählen, obwohl er in Wahrheit für seinen Theil ein vollkommen reines Gewissen und im Grunde gar nichts zu beichten habe. Die Rücksicht auf seine Herrin sei jetzt nicht mehr von Nöthen. „Der Sturm ist vorüber, Frau Gevatterin", wandte er sich an Monica, „und diesmal hat das Wetter auch nicht eingeschlagen; es hat Alles einen sanften Verlauf genommen. Als ich nämlich das Dings da mit den Figürchen auf dem streifigen Stein bei dem gnädigen Junker erblickte, da erkannt' ich es gleich wieder und schüttelte den Kopf, wie er mir versicherte, er habe es von einem feinen italienischen Knaben, der es sein Lebtag am Halse getragen haben will. Nachher erfuhr ich richtig, daß der feine Knabe ein schmuckes Frauenzimmerchen gewesen, und da wurde mir die Sache schon ein wenig faßlicher. Ich warnte den Junker, von dem Geschenke vor der Frau Mutter zu reden, um sie nicht auf die Fährte des armen Mädchens zu bringen, das von ihr nichts Gutes zu erwarten habe. Der Junker war aber ganz aus dem Häuschen und wollte, es mochte biegen oder brechen, herunter nach Dyhrenfurt, um seine Schöne aufzusuchen, von der er das hübsche Souvenir erhascht hat. Er ist eben ein Feind von Heimlichkeiten und erzählte Alles. Da war nun aber die gnädige Frau Mama Feuer und Flamme, Ihr kennt ja wohl genugsam ihre Art aufzubrausen, Frau Gevatterin. Sie war schon in gelinder Wuth, als ihr die Geschichte mit der englischen Dogge hinterbracht wurde, daß sich der Junker mit dem Gesindel

auf der Landstraße eingelassen. Nun gar erst einem verstellten Weibsbilde nachlaufen, das mit dem jämmerlichen Judenpack — mit Verlaub Frau Esther, das ist so ihre Redeweise — durch die Welt gefahren und was dergleichen mehr war! Wenn der junge Herr auch nur einen Fuß da hinüber setze, so lasse sie das ganze Nest aufheben, so wahr sie die Philippa sei. Nun, zwei harte Steine mahlen schlecht zusammen, und der Junker jammerte mich; ich fürchtete, daß es wieder ein Unglück gebe, denn was die vermag, das weiß ich ja von Alters her, wenn man so seine dreißig Jahre um eine Menschenseele zu schaffen hat und ihr in alle Falten hineingucken kann. — Also ich nehme mir ein Herz und gehe im Stillen zur gnädigen Frau in ihr Cabinet und sage: Mit unterthänigem Respect — sage ich — gnädige Frau, wer denken Sie wohl, daß die junge Frauensperson sein mag, mit der der gnädige Junker drunten zusammengetroffen? — — Sie runzelt gleich die Stirne, und in den grauen Augen fängt es schon zu funkeln an. Ich lasse mich nun aber nicht einschüchtern — ja — zusammengetroffen, sag ich, weil sie der liebe Gott zusammengeführt hat, wenn auch die Menschen sie mit List und Gewalt einmal haben auseinander reißen wollen. — Die Gnädige sieht mich ganz curios an, als wollt' sie sagen: in des alten Burkhard seinem Kopfe da geht es nicht mehr richtig zu. Ja — sage ich — um kurz zu sein: das Halsbändchen mit dem streifigen Gestein, das der Junker bekommen hat, ist das selbige Ding, das die Kleine an sich gehabt, als ich sie dazumal nach Tyrol brachte. Ich weiß es zu genau und kann das Abendmahl darauf nehmen. Denn wie wir von Dresden weiter fahren wollten, wo das Kind zum ersten Male von seinem ewigen Jammern und Klagen nach dem Großvater und Tante Esther ein wenig nachgelassen, da hatte sie das Ding da verloren und wollte mir ohne das Spielzeug, das ich vor-

her gar nicht beachtet hatte, um Alles in der Welt nicht ruhig werden. Ich mußte also das ganze Haus umkehren und goldene Berge versprechen, bis mir eine Magd das Ding wieder brachte; da hab' ich mir's so recht in's Gedächtniß eingeprägt, bis auf das kleinste Aederchen im Gestein, und trug es bei mir den ganzen Weg und gab es der Priorin des Klosters, der ich das Kind zur Obhut in Ihrem Namen abzuliefern hatte."

„Und wie wäre das aus dem Kloster wieder entführte Kind — wenn sie es wäre — hieher zurückgekommen?" unterbrach mich die gnädige Frau nachdenklich.

„Gottes Wege sind wunderbar, gnädige Frau," sagte ich darauf. „Lassen Sie den gnädigen Junker nur immerhin die Kleine noch einmal sehen, sie ist ja doch seine leibliche Schwester von Vaters Seite!"

Da wurde sie plötzlich ganz weich, als wenn sie auch einmal etwas von Gottes Finger an sich verspürte und sagte: „Laß mir Zeit, Burkhard, er soll sie sehen, aber nur einmal und nie wieder. Doch laß mir Zeit, daß ich es ihm selbst in schicklicher Art offenbare."

Das war ich denn zufrieden — schloß Burkhard seine Erzählung — und denke, daß nächster Tage der Junker hier vorsprechen wird. Ihm mag ich zwar nichts erzählen von dem, was ich weiß und was ich selbst gethan. Aber, da jetzt der Stein von meinem Herzen genommen ist, daß ich dazu mitgeholfen, auf Befehl meiner Herrschaft an jenem Gewittertage das arme Kind zu stehlen und weit, weit hinweg in ein Fräuleinstift im Tyrolerland zu einer Freundin der gnädigen Frau zu entführen: — so kann ich es ja eingestehen, daß ich selbst dem unglücklichen Vater bald darauf den Schlupfwinkel verrathen habe, wohin ich das liebe, kleine Wesen gebracht hatte, und ihm die Wege an die Hand gegeben, wie er es am besten dort wieder fortholen könne. Denn mich jammerte

der Aermste, der mir stets gütig gewesen, als er noch obenauf im Glücke sich wiegte. Und geruht hat er nicht, bis er des Kindes habhaft war, denn wir hörten ja nicht lange darauf, daß das Kind, — wie sie glaubten, mit einem Mönche, der als Beichtvater in's Kloster sich Eingang verschafft hatte, aus demselben für immer verschwunden sei." —

Schon lange waren Abieser und Esperanza stille auf Bernhard's Wink eingetreten und waren Zeuge der letzten Enthüllungen, die den Zusammenhang der Fäden in dem so lange unentwirrten Lebensgewebe des holden Mädchens endlich bloßlegten.

Kein Zweifel trübte mehr die beseligende Gewißheit: sie war die langbeweinte Enkelin des Greises Eli — sie war die Tochter seines verschollenen Sohnes Joseph. Erschüttert lag sie lange an Abieser's väterlichem Herzen; Frau Esther weinte Freudenthränen, so süß, wie sie solche in ihrem Leben schon lange nicht gekostet. Und nicht minder groß war die Rührung der braven Mutter Rilke'n, die aus ihrem Stübchen das verblichene, seidene Tüchlein herbeiholte, das sie seit jenem schreckensvollen Tage bei ihrem Gesangbuch und ihrem Sterbehemde verwahrt hatte. Mit Thränen und Küssen befeuchtet, band sie es dem wiedergefundenen Liebling um den Hals und ward nicht satt, die Züge des Mädchens immer von Neuem darauf zu mustern, ob sie darin nicht die Spuren des theuren Kindergesichts, das in ihren Träumen fortgelebt, entdecken könne. Bernhard hatte sich davon geschlichen, um Frau Lea vorzubereiten, die, als Eli's Verwandte, die nächste Anwartschaft hatte, Esperanza bei sich aufzunehmen, sobald es ihr gefiele, das gastliche Haus in Dyhrenfurt wieder zu verlassen.

Das ganze Städtchen war wunderbar ergriffen, als die Kunde der Enthüllung sich verbreitete. Der Opticus Meyer sagte zur Parkmüllerin in seiner wortkargen Art, als er ihr wieder begegnete: „Nun, wer hat Recht gehabt, Mutter Rilke'n?"

Nach wenigen Tagen kamen Odo und Esperanza ohne Zeugen in der Parkmühle zusammen. Das seltsame, nicht zu enträthselnde Gefühl, das Esperanza seit dem Tage ihrer Begegnung mit Odo nicht mehr bemeistern konnte, so oft sein Bild vor ihre Seele. trat — jene unsäglich süße und doch wehevolle, leidenschaftlose und doch unbezwingliche Sehnsucht nach dem Jünglinge, der im Sturm des Augenblicks an der Schwelle des Todes ihr ganzes Herz an sich gerissen — sie war nun beruhigt und erklärt. Da saßen sie nun bei einander, das traurige Verhängniß, das ihnen den gemeinsamen Erzeuger auf verborgene, dornenvolle Irrpfade des Lebens entführt, beweinend und das Wunder preisend, welches die durch den Haß zerfallener Gemüther von einander Getrennten, in geschwisterlicher Liebe wieder zusammengeführt. Und der Doppelstrahl ihrer reinen, gesättigten Empfindung, verschmolz zu einer heiligen Flamme, in der das Andenken an die Sünden der Eltern sich zu Asche verzehrte, die sie in der Tiefe ihrer Herzen verschwiegen einsargen durften, ohne diese zu entweihen.

Die durch ein so wunderbares Ereigniß, wie die Wiederkehr eines als todt beweinten Kindes über die gemeine Alltäglichkeit emporgehobenen Verhältnisse des kleinen Städtchens, wo unsere Freunde weilten, hatten längst wieder in die alten gewohnten Geleise eingelenkt; Zierle und ihre Mutter waren lange schon nach Breslau zurückgekehrt, ihre junge Verwandte unter der Obhut der bewährten Gastfreundin zurücklassend, die auch Alles aufgeboten, um den treuen Abieser von dem Vorsatze der Heimkehr abzuhalten. Nur in der herzbedrängenden Lage Bernhard's und seiner still duldenden Freundin war keine Aenderung eingetreten. Es schien, als wäre dieses vortreffliche, mit allen Vorbedingungen eines glückverheißenden Herzensbundes ausgestattete Paar von einem grausamen Geschicke auserseheh, das Opfer einer, von gemeinen Naturen

leider so leicht zu mißbrauchenden Rechtssatzung zu werden, die durch ihr Alter und ihren Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen sogar noch bis auf den heutigen Tag ihre Herrschaft nicht ganz eingebüßt hat. Sie bildete zu jener Zeit aber noch eine so starke Schranke, daß an ein Ueberspringen derselben nicht zu denken war, wollte sich das Paar nicht in der öffentlichen Meinung der Glaubensgenossen als sitten- und zuchtlos geächtet sehen. Noch viel weniger wagten die geistlichen Leiter des Volkes an Einrichtungen zu rütteln, die als heilig und unantastbar galten. Wen es traf, der mußte eben die harte Nuß der Resignation, so gut es anging, zu verwinden suchen, wenn er sie nicht auf irgend eine Manier zu öffnen vermochte. Und da galten denn freilich, wie in dem Stande der Nothwehr, gar viele Mittel als erlaubt, von denen ein reiner Sinn sich widerwillig abwendet. Schlaue Unterhändler und Vermittler machten ein einträgliches Gewerbe daraus, solche Hindernisse gegen die Zusage einer reichlichen Belohnung zu beseitigen, hartnäckige Schwäger zur Nachgiebigkeit zu bewegen und der Trübsal verzweifelter „Wittwen wider Willen" ein Ende zu machen."

So war es denn nichts Ungewöhnliches, daß auch zu Frau Zierle verschiedentlich Leute kamen, welche von dem Aufenthalte des abenteuerlichen Schwagers Kenntniß zu haben vorgaben und es unternehmen wollten, eine Verständigung mit ihm herbeizuführen. Die junge Frau, so schwer sie auch im Herzen unter dem Drucke des Zwitterzustandes litt, der ihre schönste Lebensaussicht verdüsterte, wies doch alle derartigen Anerbietungen kurz und barsch ab: es widerte sie an, mit dem Menschen zu unterhandeln, der ihr Mißgeschick nicht bloß eigennützig auszubeuten, sondern sogar unter dem Scheine einer sicherlich nur erheuchelten Zuneigung sich ihr aufzudrängen die Niedrigkeit besaß.

Eines Tages im späten Winter, als Zierle eben das Haus verlassen hatte, stellte sich wiederum ein Mann dieses Schlages ein, anscheinend ein Pole, in einem vor Alter schon zweideutig schielenden, schwarzen Seidenkaftan mit dem pelzverbrämten Sammetmützchen auf dem Kopf, der sich gar gravitätisch zwischen den beiden kunstreich gekräuselten Seitenlocken bewegte. Der Mann wußte Vieles von dem flatterhaften Kunstjünger und seinen Fahrten in der letzten Zeit mit dem Scheine der Glaubwürdigkeit zu erzählen, versicherte, daß er dessen Aufenthalt wisse und ihn, wenn man zu den nöthigen Geldopfern bereit sei, zur Ertheilung der Chaliza in kürzester Frist bestimmen werde. Frau Lea mußte es gar schmerzlich empfinden, daß sie in Bezug auf den Geldpunkt keine sofortige Zusicherung machen konnte; doch hütete sie sich wohl, dem Fremden den Vermögensverlust, den ihre Tochter erlitten, vorzeitig zu verrathen. Sie dachte: kommt Zeit, kommt Rath, und wollte vor Allem über Schimme's Aufenthalt Gewißheit erlangen. Damit hielt der Unterhändler, der sich bald als ein ganz schlauer Gesell erwies, aber vorsichtig zurück. So wußte Frau Lea keinen andren Ausweg, als den Mann auf einen andren Tag zu bestellen, um mit der Tochter unmittelbar zu unterhandeln.

Zierle war anfänglich unmuthig, daß die Mutter sich soweit mit dem Unterhändler eingelassen, doch konnte sie es nun nicht mehr hindern. Wer schildert aber ihre Verlegenheit und Pein, als nach wenigen Tagen der Pole bei ihnen eintrat, während durch Zufall auch Bernhard zu einem kurzen Besuche anwesend war! Auch der Fremde war sichtlich befangen, als er unerwartet noch einen überflüssigen Zeugen vorfand, und machte Miene, sich rasch wieder zu entfernen, nachdem der Gegenstand seiner Sendung nur flüchtig berührt worden war. Während Zierle ihre Befriedigung darüber nicht

verhehlte, schien Bernhard im Gegentheil den kleinlaut gewordenen Polen lieber zum Dableiben veranlassen und durch ein Gespräch länger fesseln zu wollen. Mit rathlos forschendem, aber festem Auge verfolgte er die Mienen und Gebehrden des Mannes, der sich hierdurch seltsam beunruhigt fühlen mochte, denn, ohne die Unterredung zu Ende zu bringen, nahm er zum Erstaunen der Anwesenden die Thür in die Hand — und verschwand. Rasch entschlossen, wie durch eine plötzliche Eingebung getrieben, ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte ihm Bernhard nach und erhaschte ihn noch an der Hausthüre. Es war in der Abenddämmerung und die Straßen wenig belebt. Der Pole fühlte plötzlich eine feste Hand an seiner Schulter — daß er zusammenfuhr und unwillkührlich stehen bleiben mußte.

„Halt, guter Freund!" — raunte ihm Bernhard in's Ohr — „nicht so eilig. Alten Bekannten läuft man ja wohl nicht so aus dem Wege!"

„Ich kenne doch, bei meinem Leben, den Herrn nicht — und er mich noch weniger, denn ich bin ein wildfremder Mann hier und nur von Schimme Wohlgemuth expreß hierher geschickt, für ihn das Geschäft abzumachen mit der Wittwe."

„Macht keine Weitläufigkeiten — Jacob Meldola aus Safet im gelobten Lande. Wer Euch einmal in die lauernden Augen geguckt, der vergißt Euch nicht leicht. Wie? — oder soll ich Koppele hier herausholen — wir stehen eben am Wassermann — der sich um Euch grämt, weil Ihr ganz und gar vergaßet, aus dem Vincenzkloster zu ihm heimzukehren."

Der falsche Jeruschalmi — denn sicherlich er und kein anderer steckte in dem polnischen Kaftan — blieb stehen und schaute mit seinen dreisten, stechenden Augen zu Bernhard empor, der über die geringe Wirkung seiner Entdeckung nicht wenig verwundert zu sein schien.

„Was könnt Ihr mir anhaben?“ — platzte er dann höhnisch hervor, „ob ich ein Jeruschalmi bin oder keiner; ich kann meine Tracht wählen wie ich will. Darum wird mir hier kein Haar gekrümmt; sagt, was Ihr von mir wollt, oder lasset mich in Frieden ziehen.“

„Ihr sollt in Frieden ziehen, obwohl Ihr Strafe darob verdient, daß Ihr in jener Nacht den armen Leichenführer berückt und zu verbotenem Thun verleitet habt, was ihn leicht um sein Brot hätte bringen können. Auch habt Ihr hier Heimlichkeiten gepflogen, die Euch doch etwas theurer zu stehen kommen würden, als jene nächtliche Fahrt in der Todtenbahre. Ich weiß mehr, als Ihr wähnt — mein verehrter Don José Texeira y Cotinhos.“ —

Als Bernhard dem Manne diesen Namen in's Ohr raunte, sprang dieser empor, wie von einer Viper gestochen, und blieb lange sprachlos.

„Dies wirkt doch besser!“ sagte Bernhard. „Ihr seht, daß Ihr in meiner Gewalt seid; darum macht keine weitern Umstände, schafft mir Euren saubren Cumpan — ich meine den Sänger — zur Stelle, oder sagt mir, wo er zu finden ist.“

„Schimme ist nicht hier, und ich kenne auch seinen augenblicklichen Aufenthalt nicht.“

„Und doch kamt Ihr soeben erst in seinem Auftrage? Bleibt bei der Wahrheit, Mann. Ihr sollt Euren Zweck ja erreichen. Ihr sollt hundert Thaler für Euch, und Jener soll das Doppelte erhalten, wenn Ihr morgen die Sache in Ordnung bringt.“

Der Andere blinzelte wieder mit stechendem Blicke nach Bernhard, als wenn er dieses vielversprechende Angebot nur für eine Falle hielte.

„Gebt die hundert Thaler, und ich will Schimme in drei Tagen hierher entbieten.“

„Ihr seid schlau — ich aber will sicher gehen. Ihr sollt Euren Theil haben, sobald ich Schimme gesehen.“

„So folgt mir.“

Durch das verschlungene, dürftig durch wenige Laternen erhellte Straßennetz, weit bis über die engen Strombrücken hinaus auf den „Sand“, geleitete Bernhard den Gesellen, der endlich vor einer Spelunke in einem engen Gäßchen Halt machte.

„Nur hier herein, und thut als ob Ihr zu den täglichen Gästen gehört.“

In einer von wenigen Talglichtern erleuchteten, düstren Schenke mit von Rauch geschwärztem Gebälk, saß auf eben solchen Bänken und Schemeln an langen Tischen eine unheimliche Gastgenossenschaft bei Spiel und Trunk. Es waren meistens gefangene österreichische Offiziere, denen es auf Ehrenwort gestattet war, sich frei in der Stadt umherzubewegen, dann verkommene Schauspieler und Leute ähnlichen Schlages, unter denen das ehemalige „Juwel“ des bedauernswerthen Hirsch Nachtigall jetzt eine klägliche Rolle spielte. Seine Künstlerlaufbahn auf der Bühne hatte ein jähes Ende genommen, wie er sich als einen Juden verrieth; und von Stufe zu Stufe war er bis zum Genossen verlorener Existenzen der niedrigsten Sorte gesunken. Hier hatte er auch den falschen Jeruschalmi kennen gelernt und war in dessen arge Netze gerathen. Die vornehmen Verbindungen, die der letztere so lange unterhielt, als das in Leubus geplante Complott noch im Gange war, gewährten ihm eine Zeit lang die Mittel zu einem glänzenden Auftreten, welches dem eitlen Sänger imponirte. Nach und nach, wie die Hoffnungen der österreichischen Partei in Folge des verunglückten Bombardements und des kurz darauf vom König erfochtenen glänzenden Sieges bei Liegnitz gescheitert waren, versiegten jene Zuflüsse, und hie und da wollte man

in den compromittirten Kreisen den gefährlichen Emissär nicht mehr kennen. So waren die Beiden auf die letzten Hilfsquellen in solcher Laufbahn herabgekommen: Spiel und Trug, Prellerlei und Ausbeutung von einfältigen Leuten.

Schimme war aber selbst in solcher Lage von seiner romantischen Schwärmerei für die schöne Schwägerin nicht abzubringen, und die Idee, aus diesem Handel einen erklecklichen Vortheil zu ziehen, war nicht in seinem Hirn entstanden.

Bernhard durchschaute das ganze Verhältniß auf den ersten Blick, als er sich den Kreis betrachtete und die Rolle, die hier der eine und der andere spielte. Sein Begleiter gab Schimme einen Wink, worauf sich alle drei wieder hinausbegaben, um unbeobachtet ihr Geschäft zu Ende zu bringen.

Der Sänger zeigte sich widerspenstig und wild. War es wirkliche Eifersucht, als er in Bernhard seinen glücklichen Mitbewerber um Zierle's Herz errieth, war's das Gefühl der Demüthigung, einem solchen um schnödes Geld den Platz zu räumen — genug, er bäumte sich lange gegen die Zumuthung, die junge Frau frei zu geben.

Der verwandelte Cavalier schwebte in der Furcht, den zugesagten Sold zu verlieren, und bot Alles auf, um den Sänger zur Vernunft zu bringen. Als nichts verschlagen wollte, entschloß er sich zum Aeußersten. — „Alberner Singvogel, eitler Gimpel" — rief er ihm zu — „was thust Du noch stolz mit dem nackten Elend, das aus Deinem kahlgerupften Gefieder an allen Enden durchschaut? Nimm, was man Dir bietet: es kostet dem Herrn hier nur einen Schritt zur Commandantur, und Du kannst Hand in Hand mit mir zum Stock, vielleicht gar zum Galgen wandeln. Der Teufel weiß woher — aber Dein glücklicher Nebenbuhler kennt alle meine geheimsten Schliche und Gänge, seitdem ich den Fuß auf diesen vermaledeiten Boden gesetzt hab^, und — ich

schwöre es — wenn ich erst selbst in der Dinte bin, so werde ich auch meine Freunde nicht schonen. Behalte Du lieber Deinen Hals zum Singen statt für des Henkers Schlinge." —

So wurde Schimme's Widerstand endlich überwältigt.

Von diesem Augenblicke an war er kleinlaut und träumerisch und ließ mit sich geschehen, was man wollte. Er meldete sich selbst bei dem Oberrabbi und bestellte den Act der Chaliza auf einen der nächsten Tage.

Still und ernst, die anmuthsvollen Züge mit rührender Bläſſe übergossen, erschien die junge Wittwe an dem festgesetzten Morgen mit ihren Beiständen in den Räumen der Synagoge, um das uralte Symbol des „Schuhausziehens" an dem Schwager zu verrichten, der, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, ihr so viel Herzeleid bereitet hatte.

Ohne zu ihm aufzublicken und die vorgeschriebene Geberde der Verachtung durch eine Miene unverdienten Mitleids ersetzend — löste sie an seinem Fuße mit bebender Hand den kunstvoll geschlungenen Knoten des Schuhriemens, worauf der ehrwürdige Gerichtshof der Rabbiner sie für frank und frei von den Ansprüchen des lästigen Werbers erklärten.

Auch in ihrem Herzen löste sich ein Knoten, unter dessen Alpdruck ihre süßesten Gefühle lebendig eingesargt so lange ruhen mußten. Frei war sie, und alle ihre Pulse durften in vollen Schlägen dem Manne, der ihr so theuer geworden, offen entgegenpochen.

Süße Thränen flossen über ihre zartgerötheten Wangen, als sie — zu Hause angekommen — zum ersten Male ohne Gewissenspein an den Busen des harrenden Bräutigams stürzen konnte.

Es gab ein glückliches, seeleneinstimmiges, durch schwere Herzensprüfung starkgewordenes Liebespaar, wie es nur selten gefunden wird.

Für den langjährigen treuen Diener hatte Fischel Moses, der würdige Greis, eine hohe Auszeichnung erwirkt.

Am Hochzeitsmorgen überbrachte er das von dem Könige eigenhändig unterschriebene, auf schimmerndem Pergament mit dem großen Insiegel ausgefertigte „General-Privilegium für den ehrenfesten getreuen Bernhard Hachenberger, vormaligen Grenadier in Sr. Königlichen Majestät Hachenberger'schen Regiment zu Fuß, und alle seine Nachkommen in den gesammten Königlich Preußischen Staaten."

In der damals noch kleinen Zahl der so Bevorzugten nahm Bernhard noch lange eine achtungsvolle Stufe ein. Sein Wohlstand mehrte sich, wurde aber jeder Zeit von seinem Wohlthun übertroffen. In der Gemeinde behielt der volksthümliche Ehrenname „Berel Grenadier" bis gegen Ende des Jahrhunderts einen guten Klang.

In der folgenden Generation ist er erloschen, wie das Andenken noch mancher anderen preiswürdigen Zeitgenossen, die zu dem aufblühenden Gemeinwesen mit den Grund gelegt hatten.

Statt der eignen Kinder, die dem trefflichen Paar versagt blieben, nahmen sie sich des jugendlichen Paares Raphael und Esperanza an, deren Lebensbahnen mit der ihrigen in so wunderbare Berührung gekommen waren.

Im trauten, geistigen Umgang mit Abieser hatte sich Raphael allmählich aus einem blöden, weltfeindlichen Talmudschüler in einen begeisterten Jünger der echten Wissenschaft seines Stammes und seines Glaubens umgewandelt.

Und auch zu der Bildung des Jahrhunderts, von welcher fast die gesammte Glaubensgenossenschaft noch durch eine unübersteigliche Mauer ausgeschlossen waren, wurden ihm durch Einen die Pforten geöffnet, dessen Namen in der Geschichte des erwachenden neuen Geistes in Israel auch einer

Ehrenplatz einnimmt. Es war dies der Doctor Abraham Kisch, der etwa zwanzig Jahre früher schon den jungen Moses Mendelssohn in Berlin die ersten Elemente der lateinischen Sprache gelehrt hatte. Die Leiter der Gemeinde, zu denen auch bald unser Freund Bernhard zählte, hatten den Doctor Kisch als ersten jüdischen Arzt nach Breslau berufen, um die Pflege der armen Kranken in dem neuen Spital in der Antonigasse zu übernehmen. Der strebsame, wissenseifrige Jüngling fand bald Gelegenheit, mit dem gelehrten Arzte in nahe Beziehung zu treten, der ihn im Geiste seines ersten unsterblichen Schülers unterwies und förderte.

Als Mann wurde er von der in allen Reizen edler Weiblichkeit an Seele und Leib erblühten Jungfrau beglückt, die ihm in der trübsten Stunde seiner freudlosen Jugend wie ein lieblicher Stern erschienen, aber in unnahbarer Ferne hoch über ihm vorübergezogen war.

Jetzt hatte der ehemals so verschüchterte und halbverkümmerte Jüngling durch ernste Arbeit sich zu ebenbürtigem Adel des Geistes und Herzens emporgeschwungen und sich würdig gemacht, in ihre Sphäre zu treten und ihre Lebensbahn mit der seinigen zu verschlingen.

Ihre Vereinigung war ein Bund der Seelen und dabei eine rechte Geistesehe. In der innigen Verschmelzung ihrer Naturen zeigte sich in einem lebendigen Bilde die deutsche Gedankenarbeit, durchdrungen von dem poetischen Hauch, der aus den Ueberlieferungen der sephardischen Periode in die Gegenwart herüberwehte. Der edle Inhalt und die schöne Form ihres Lebens war so der Wiederschein jenes Ideals von der Gestaltung des Judenthums, welchem dasselbe mit allen Kräften trotz schwerer Hemmnisse und Rückfälle seit jenen Zeiten entgegenringt.

